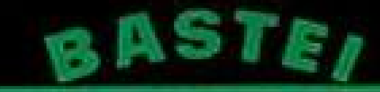
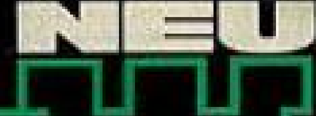
1,80 DM / Band 549
Schweiz Fr 1,90 / Österr. S 14,-





GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Amors Teufelspfeile

Frankreich F 8,00 / Italien L 1800 / Niederlande f 2,25 / Spanien P 150



Amors Teufelspfeile

John Sinclair Nr. 549

von Jason Dark

erschienen am 10.01.1989

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Amors Teufelspfeile

Die beiden dachten an Liebe, an heiße Stunden zu zweit, aber nicht an den Teufel!

Sie hieß Sina Evans, er hörte auf den Namen Abe Scorra.

Beide waren jung, sie nicht ganz zwanzig, er knapp darüber.

Und es war eine herrliche, eine wunderbare Nacht. Lau, fast sommerlich warm. Ein leichter Wind brachte schweren Blütenduft mit und sorgte dafür, daß die Stimmung, die Lust und die Laune der beiden jungen Menschen noch mehr gesteigert wurden. Sie hatten sich in einem kleinen Park getroffen und auf den Wagen verzichtet. Diese Spätsommernächte mußte man einfach ausnutzen…

Die kleine Bank stand vor einer Hecke, die so hoch wuchs, daß sie mit dem Scheitel des jungen Mannes abschloß. Sein Haar war dunkel. Es glänzte, weil sich Gel darin verteilte. Er trug eine dunkle, dünne Jacke, darunter ein weißes Hemd.

Sinas Haar bildete einen Kontrast. Als blonde Pracht umgab es ihren Kopf, hing bis auf die Schultern, wo es sich zu einer Innenrolle zusammendrehte, deren seitliche Spitzen fast das Kinn des jungen Mädchens kitzelten.

Brombeerfarben war der Pullover, der Rock grau, auch kurz und ließ viel Bein sehen. Im Haar steckte ein halbrunder Reif, dessen Farbe sich der des Pullovers anglich.

Sina gab sich etwas schüchtern, sie sagte wenig, genoß zunächst die laue Luft und hielt die Augen geschlossen.

Laubbäume rahmten die beiden ein und schützten sie vor den seitlichen Winden. Jenseits der Hecke blühten die Spätsommerblumen etwas verschämt und sehr intensiv von der Farbe her.

Eine Säule ragte über die Hecke hinweg. Und darauf stand Amor, der Gott der Liebe.

Der Kleine mit den Pfeilen, die, der Sage nach, Menschen trafen und dafür sorgten, daß diese sich verliebten.

Amor, der Liebesgott. Schon in der Antike hatte er zu den Lieblingsgöttern gehört. Das hatte sich bis zum heutigen Tage nicht mehr geändert, auch die modernen Verliebten zählten auf ihn.

Amor war nach wie vor ihr Gott.

Ihm zu Ehren waren in vielen Parks die Statuen aufgestellt worden. Ein kleiner, halbnackter Kerl, versehen mit Rückenflügeln, einem gespannten Bogen in der Hand, auf dessen Sehne der Liebespfeil lag.

Amor, der geflügelte Gott, war immer auf der Suche nach den Liebenden.

Auch in London.

Für Sina und Abe war dieser kleine Liebesgott ein Zeichen gewesen. Sie hatten sich einen Platz in seiner Nähe ausgesucht, um von ihm auf eine gewisse Art und Weise beschützt zu werden.

Auch wer modern war, sich das Haar gelte, mit der Mode ging – im Endeffekt jedoch zählten auch andere Werte, wie eben die Anwesenheit des Liebesgottes Amor.

Ein nettes Kerlchen mit einem pausbäckigen Gesicht, einer kleinen Nase, dem schön geschwungenen Kußmund, dem kleinen Kinn, den beiden Grübchen, dem etwas pummeligen Oberkörper, den nackten Füßen und dem Bogen.

Ein typisches Bild.

Die einen liebten es, die anderen hielten diese Statuen für ebenso einen Kitsch wie Gartenzwerge.

Beides war ja harmlos – oder nicht?

Etwas veränderte den kleinen Amor. Sichtbar war es nicht, niemand hätte erkennen können, woher es gekommen war, plötzlich war es vorhanden und nahm Besitz von der kleinen Gestalt.

Das Licht des Mondes konnte dafür die Verantwortung nicht getragen haben, weil es zum Großteil durch die Kronen der Bäume gefiltert wurde. Wenn es die Figur traf, dann nur als ein blasser, kaum sichtbarer Streifen, der seinen Schleier bis zum Boden fallen ließ.

Übergroß wirkten seine beiden Flügel. Bei ihnen begann die Verwandlung zuerst. Bisher hatten sie in einem grauen, steinernen Farbton geschimmert, nun dunkelten sie nach.

Sie wurden nicht direkt schwarz, aber der Grauschleier war nicht zu übersehen. Eine düstere, unheimliche Farbe, die sich nicht allein auf die Flügel beschränkte.

Das war genau der Zeitpunkt, als Abe Scorra zum »Angriff« überging und seinen Arm auf die Schulter seiner Begleiterin legte. Es blieb nicht bei dieser Ruhestellung, seine Finger krümmten sich, die Spitzen bewegten sich derart, daß sie den dünnen Stoff des Pullovers streichelten und nicht nur ihn.

Auch die Haut unter dem Stoff spürte er genau. Sie war glatt, sehr weich, sie gefiel ihm einfach.

Und Sina lehnte sich zurück.

Sie hatte ja gewußt, was kommen würde. Es wäre nicht das erste Mal gewesen. Dennoch war es anders als sonst, denn jetzt saßen die beiden im Freien. Sonst hatten sie es im Wagen getan, auch in Abes kleiner Wohnung, das hier war eine Premiere.

Die andere Hand glitt über den Schenkel des Mädchens. Sina schauderte zusammen. »Bitte, Abe«, flüsterte sie.

»Was ist denn?«

»Du weißt, daß ich nicht prüde bin…«

»Ja«, unterbrach er sie und lachte. »Das ist mir alles bekannt.«

»Aber hier draußen…?« Sie hob die Schultern. »Ich weiß nicht, ob das gut ist!«

»Wieso?«

»Ich… ich habe Angst, daß jemand vorbeikommt. Verstehst du? Wenn man uns sieht, dann …«

»Hör auf, Sina!« Er streichelte weiter. Sanft, zärtlich. Das blonde Mädchen bekam eine Gänsehaut. »Wer sollte uns denn hier schon sehen wollen? Niemand. Und wenn, dann sind es ebenfalls Pärchen, die das gleiche wollen wie wir.«

»Meinst du?«

»Klar doch.« Er lächelte, weil er Sinas Bedenken zerstreut hatte.

Dann begann er damit, vorsichtig ihren Rock noch höher zu schieben. Die andere Hand löste sich von der Schulter. Streichelnd ging sie dabei auf einen Erkundungsgang.

Abe war schon angetörnt. Ihn interessierte es nicht, was hinter ihnen beiden vorging. Wer sollte sich von dort auch anschleichen?

Nichts konnte sie stören.

Abe Scorra irrte sich.

In seinem Rücken veränderte sich sehr wohl etwas. Es war die Statue des Amor, deren Gestein jetzt einen sehr dunklen Ton bekommen hatte. Das Grau sah schlimm aus. Von den Füßen bis zum Gesicht, als hätte jemand schwach darüber hinweggepinselt.

Noch geschah nichts weiter, aber das Böse breitete sich aus. Es war einfach da und hatte sich auf diesen kleine Amor konzentriert.

Dabei gelang es ihm, in die Gestalt hineinzukriechen und ihr so etwas wie Leben einzuhauchen.

In der Tat, die Figur lebte plötzlich!

Das Gesicht veränderte sich, besonders die Augen. Sie, die bisher so starr geschaut hatten, rollten wie Murmeln.

Der Ausdruck war da.

Rot und schwarz, als wäre ein Feuer dabei, sich in tiefe Schatten hineinzufressen.

Und auch die Augenbrauen blieben nicht ruhig. Zuerst zuckten sie nur, dann gerieten sie in Bewegung. Den bösen Gesichtsausdruck konnten sie nicht vertreiben. Der blieb nicht nur, er verstärkte sich sogar. Aus der Boshaftigkeit wurde Haß.

Das einst so niedliche Gesicht hatte sich völlig verändert. Es war zu einer haßerfüllten Fratze geworden, und der Blick richtete sich über die Hecke hinweg auf die Rücken der beiden Liebenden.

Sie waren das Ziel des kleinen Teufels!

Weder Sina noch ihr Begleiter merkten etwas davon. Ihre Lippen hatten sich gefunden. Der junge Mann spielte mit der Zungenspitze des Mädchens, das scharf und zischend durch die Nase einatmete und manchmal aufstöhnte.

Längst hatte auch Sina ihre angespannte Haltung aufgegeben. Sie schmolz dahin und ließ sich Abes Zärtlichkeiten gern gefallen. Hin und wieder versuchte sie zwar zu protestieren, dafür hatte der junge Mann nur ein Lachen übrig.

Und Amor lauerte…

Er hatte sich inzwischen völlig verwandelt. Die böse Kraft war in ihn gefahren. Sie hatte aus ihm ein lebendes Wesen gemacht, das darauf programmiert war, Grauen zu verteilen.

Seine Haltung war die gleiche geblieben. Noch immer war die Sehne gespannt, lag der Pfeil zum Abschuß bereit.

Genau auf diesen Pfeil kam es an.

Der unbekannte Bildhauer hatte ihn ebenfalls aus Stein hergestellt. Grau wie alles andere, aber das sollte sich in den nächsten Sekunden radikal ändern.

Plötzlich war das Licht da.

Dunkelrot, irgendwie gefährlich aussehend. Es erinnerte an einen Streifen, der aus dem Nichts gekommen war und sich über den grauen Steinpfeil gelegt hatte.

Sekunden verstrichen. Das Licht umtanzte den Pfeil, ergriff dann von ihm Besitz.

Plötzlich brannte er!

Feuer zeichnete ihn nach. Es tanzte außen an den beiden Seiten des Geschosses, drang aber dann in das Material hinein und sorgte dafür, daß es aufflammte.

Noch immer waren Sina und Abe ahnungslos. Sie saßen noch. Der junge Mann bedeckte das Gesicht seiner Freundin mit Küssen. Seine Hände hatten sich unter den Pullover geschoben. Er spürte die Rundungen der Brüste in seinen Handflächen. Seine Fingerkuppen spielten mit den harten Spitzen. Auch Sinas Körperdruck signalisierte ihm, daß sie bereit war und es sie nicht mehr interessierte, ob in den nächsten Minuten jemand vorbeikommen würde oder nicht.

»Leg dich nieder!« flüsterte er. »Bitte, du mußt dich auf die Bank legen, Sina…«

»Noch nicht, ich…«

»Komm.« Er zog sie hoch. Sie lag schwer in seinem Griff, schaute ihn aus verklärten Augen an.

Keiner von ihnen blickte nach links oder rechts über die Hecke hinweg, die von Amor überragt wurde. Keiner achtete auf den roten Pfeil, der auf der gespannten Bogensehne lag.

Noch wartete der kleine Teufel…

Sekunden verstrichen. Sina und ihr Freund drehten Amor ihr Profil zu. Wenn, dann hatten sie nur Augen für sich. Andere Dinge interessierten sie überhaupt nicht.

Das Mädchen lag in Abes Armen. Er wollte Sina noch etwas herumdrehen, um völlig sicher zu gehen.

Willig gehorchte sie.

Der Rücken war der Statue zugedreht.

Darauf hatte Amor nur gewartet!

Genau in diesem Moment ließ er die Sehne los. Der Pfeil löste sich und schwirrte heran.

Er war ein Geschoß. Ungewöhnlich schnell. Niemand hätte ihm ausweichen können, auch Sina nicht.

Wuchtig schlug er in ihren Rücken.

Sie röchelte auf, bäumte sich in Abes Armen hoch, starrte ihn aus glanzlosen Augen und mit schmerzverzerrtem Gesicht an, dann sackte sie nach vorn, wurde so schwer, daß Abe stolperte und seine Freundin nicht mehr halten konnte.

Er mußte sich setzen. Sina aber war nach vorn gefallen. Sie

präsentierte Abe Scorra ihren Rücken, und er sah den Schaft des Pfeils daraus hervorragen…

***

Er wollte es nicht glauben. Es war einfach zu schrecklich, zu irreal.

Seine Augen traten aus den Höhlen. Der Mund war plötzlich trocken, dennoch blieb das Bild.

Sina Evans war nach vorn und auf ihr Gesicht gefallen. Sie lag neben der Bank, auf dem schmalen Weg, der von Sträuchern flankiert wurde.

Abe Scorra zitterte. Er wußte nicht, was er noch unternehmen sollte. Sein Hirn war leer, obwohl das Blut durch die Adern schoß und hinter der Stirn sich das Brausen immer mehr verstärkte. Manchmal verschwamm die Gestalt des Mädchens vor seinen Augen, dann nahm sie an Klarheit und Schärfe zu. Wie auch der Pfeil in ihrem Rücken.

Wer hatte ihn geschossen?

Auf einmal brannte Abe die Frage auf der Seele. Er dachte trotz seines Schocks nur darüber nach und bewegte den Kopf nach links, weil er über die Hecke hinwegschauen wollte. Wenn er sich recht erinnerte, hatte dahinter die Figur des Amor gestanden.

Sie stand dort noch immer.

Der Bogen war gespannt, auf der Sehne lag ein Pfeil. Und einer steckte in Sinas Rücken.

»Verdammt!« keuchte er. »Ich bin doch nicht verrückt. Das kann es nicht geben…« Abe wußte nicht mehr, was er noch sagen sollte.

Er spürte, wie sich die Haut auf seinem Rücken zusammenzog, weil sie einen Schauder bekommen hatte. Der Verdacht ließ sich nicht mehr leugnen, nur sagte ihm der Verstand, daß alle seine Mutmaßungen überhaupt nicht mehr haltbar waren. Eine Steinfigur konnte nicht töten, das war unmöglich.

Tatsächlich unmöglich?

Abe Scorra besaß einen Verdacht. Er glaubte selbst nicht daran, dennoch wollte er sich überzeugen.

Stille umgab ihn. Eine bedrückende Stille, Todesstille. Von keiner Seite hörte er Schritte oder Geräusche, die Ruhe blieb, er kam sich so ungeheuer allein vor.

Doch Abe wollte und mußte es wissen. Einen letzten Blick warf er noch auf Sina, die regungslos am Boden lag. Kein Blut drang aus der Rückenwunde, der Pfeil mußte sie verstopft haben. Abe wußte auch nicht, wie er den Vorfall erklären sollte. Daß er ihn nicht für sich behalten konnte, war klar. Einige Personen mußten eingeweiht werden, aber er wollte zunächst sehen, ob sich sein Verdacht bestätigte.

Abe wollte die Hecke nicht erst umrunden. So stellte er sich auf die Bank und überkletterte die grüne Barriere. Sie gab unter seinem

Gewicht nach. Dabei störte es ihn nicht, daß einige Zweige knickten.

Er brauchte anschließend nur einige Schritte zu gehen, um den Sockel zu erreichen, auf dem der Amor stand.

Der Sockel nahm ungefähr seine Größe ein. Deshalb mußte Abe hochschauen, um sich die Figur ansehen zu können. Sie war völlig normal. Alles an ihr war steinern und auch starr. Die Haltung der einzelnen Glieder, der Bogen, die gespannte Sehne, auch der Pfeil, der darauf lag.

So einer konnte doch nicht schießen. Das war einfach verrückt, unmöglich…

Er umschritt die Säule. Ein paarmal zuckte sein rechter Arm. Er wollte ihn anheben, um die Statue zu berühren, auch das brachte er zunächst nicht fertig.

Dann faßte er sich ein Herz und umklammerte die linke Wade der Figur. Sie war hart, sie blieb hart. Es gab nichts, daß er eindrücken konnte. Die Figur lebte nicht.

Er schloß die Augen und schüttelte den Kopf. Durch das Tasten war sein Verdacht zur reinen Farce geworden. Außerdem sagte ihm der klare Menschenverstand, daß so etwas nicht sein konnte.

Nein, was einmal aus Stein gefertigt war, das würde immer aus Stein bleiben.

Dennoch hatte jemand geschossen!

Dieser Gedanke bereitete ihm Angst. Unwillkürlich duckte er sich zusammen, als stünde er persönlich auf dem Präsentierteller, wobei irgendwo, in guter Deckung und Dunkelheit, der Killer lauerte.

Wenn er schoß, hatte Abe nichts zu lachen. Niemals würde es ihm gelingen, dem Pfeil auszuweichen.

Mit einem Achselzucken beendete er seinen Kontrollgang, fest davon überzeugt, sich alles eingebildet zu haben. Auf dem Rückweg überkletterte er die Hecke nicht, sondern umrundete sie. Bis zur Bank war es nicht weit.

Kaum traute er sich, den Kopf anzuheben. Er hörte das Knirschen der eigenen Schritte, blickte nach vorn, zwinkerte mit den Augen, blieb stehen, sah noch einmal hin und rannte den letzten Rest der Strecke.

Das Bild, blieb. Er hatte sich nicht getäuscht, sich nicht geirrt. Sina Evans war verschwunden.

***

Eine Tote ging weg! Nein eine Tote konnte nicht weggehen. Wer tot ist, der…

Er wischte über sein schweißnasses Gesicht. Die Gedanken wollten ihm nicht mehr so recht folgen. Er sah nur ein, daß einmal Gestorbene nicht mehr von allein verschwinden konnten.

Es gab für ihn nach reiflicher Überlegung nur eine Möglichkeit.

Während seiner Abwesenheit mußte der Killer gekommen sein und Sina weggeholt haben. Ja, anders war es nicht möglich.

Abe bekam Angst. Entsprach der Gedanke den Tatsachen, dann konnte ihn der Mörder die gesamte Zeit über beobachtet haben. Das steigerte seine Furcht noch mehr.

Neben der Bank war er stehengeblieben und schaute sich vorsichtig um. Über seinen Rücken lief das Kribbeln. Den Atem hatte er angehalten. Von innen bekamen seine Augen Druck. Hin und wieder fuhr er mit der Zungenspitze über die trockenen Lippen.

Etwas raschelte.

Erschreckt fuhr er herum, eine abwehrbereite Haltung einnehmend. Es war nur der Wind, der das Laub der Bäume bewegt hatte, als er darüber hinwegstrich.

Abe Scorra stöhnte auf.. Wenn das so weiterging und er keine Lösung fand, drehte er noch durch.

Oder war Sina nicht tot gewesen? Hatte sie sich vielleicht mit letzter Kraft aufraffen können und war in ihrer Angst einfach weggelaufen? Dieser Gedanke gefiel ihm überhaupt nicht. Er bereitete ihm Unbehagen und Furcht. Was war, wenn Sina irgendwo lag?

Daran mußte er denken. Dann war sie völlig hilflos, verblutete vielleicht. Deshalb mußte er sie suchen und ihr so rasch wie möglich Hilfe gewähren.

Er dachte darüber nach, in welche Richtung Sina gelaufen sein könnte. Dabei vergegenwärtigte er sich noch einmal, wie sie gelegen hatte. Erstens auf dem Bauch und zweitens mit dem Kopf nach vorn. Wahrscheinlich war es ihr gelungen, sich zu erheben und dann zu verschwinden.

Abe schlug die gleiche Richtung ein. Ihm fiel ein, daß er unter Umständen Fußspuren sehen konnte. Eine Taschenlampe trug er nicht bei sich, dafür ein Feuerzeug, das er während des Gehens einschaltete, sich dann bückte und sich im Entengang weiterbewegte.

Etwa nach zehn Yards schlug der Weg eine Rechtskurve. Ein paar Schritte weiter nahm er an Breite zu, um auf einen kleinen Platz zu münden, wo sich ein Brunnen befand.

Ihn erreichte der junge Mann schon bald. Vielleicht war seine Freundin bis hierher gekommen. Der Brunnen stand auf einem künstlich angelegten Hügel. Zur anderen Seite – wieder zum flachen Gelände – führte eine Treppe hin.

Es waren nur wenige Steinstufen, die er zu gehen brauchte. Man hatte sie sehr breit angelegt und auch flach, damit niemand so leicht stolpern konnte.

Auf der zweiten Stufe blieb er stehen, als hätte ihm jemand einen Schlag vor die Brust gegeben.

Da stand sie.

Zwei Yards vom Ende der Treppe entfernt. Sinas Haar bewegte sich leicht im Wind. Sie wandte ihm das Profil zu, und er schaute nach, ob der Pfeil aus ihrem Rücken ragte.

Das war nicht der Fall.

Abe räusperte sich, kniff die, Augen zusammen, öffnete sie wieder, schaute noch einmal nach und mußte erkennen, daß er sich nicht getäuscht hatte. Aus dem Rücken seiner Freundin ragte kein Schaft.

Hatte er sich das alles eingebildet? Es gab ja Halluzinationen, davon hatte Abe gehört, auch wenn er nicht daran glauben wollte und sich lieber mit seinen Computern beschäftigte.

Es kostete ihn zwei weitere Schritte und sehr viel Überwindung, um Sina anzusprechen.

»He, ich rede mit dir, Sina. Bitte, du mußt…«

Jetzt hätte sie sich eigentlich umdrehen müssen, was sie nicht tat.

Nach wie vor stand sie unbeweglich auf der Stelle, als wäre sie selbst eine Figur aus Stein.

Wie eine Tote, die jemand aufgerichtet hatte, dachte der junge Mann. Plötzlich traute er sich nicht, auf Sina zuzugehen. Zu stark hatte sie sich verändert. Auf ihn wirkte sie wie eine Mischung aus Mensch und Denkmal. Sie reagierte überhaupt nicht, als er sie noch einmal ansprach.

Zwischen ihnen stand ein eisiges, auch unheimliches Schweigen.

Hinzu kam die Dunkelheit, die langen Schatten der Bäume, das heimliche Rauschen des Windes in den Kronen und das Zittern der Zweige, die ein Muster auf den Boden warfen.

Irgendwann wurde Abe Scorra klar, daß er nicht stundenlang auf dem Fleck stehen und seine Freundin nur anstarren konnte. Er mußte etwas unternehmen und in Bewegung bringen.

Auch wenn es ihm schwerfiel, er ging vor. Sina kannte er seit einigen Wochen, sie war ihm so vertraut geworden. In diesen langen Augenblicken jedoch wirkte sie wie eine Fremde.

Als er neben ihr stehenblieb, hatte er Mühe, sein Zittern zu unterdrücken. Auch jetzt drehte sie nicht den Kopf, um ihn anzuschauen.

Sehr langsam hob er seinen Arm an und tastete nach ihrem Hals.

Als die Fingerspitzen ihn berührten, zog er die Hand sofort wieder zurück, weil er das Gefühl hatte, gegen Stein gefaßt zu haben.

Die Haut hatte sich verhärtet, als hätte sie selbst einen Überzug aus Stein bekommen.

Aber die Berührung hatte Abe Mut gegeben. Er stellte sich vor seine Freundin hin. »Bitte, Sina«, flüsterte er, »gib Antwort, wenn du mich hören kannst. Tu mir den Gefallen, ich möchte…«

Bisher hatte sie die Augen halb geschlossen gehalten. Nun öffnete sie die Augen ganz und starrte ihren Freund an.

»Sina!« Er mußte den Namen einfach rufen. Zugleich hatte er sich erschreckt. Es waren eben diese Augen gewesen, mit denen sie ihn kalt und grausam ansah.

Menschliche Augen – noch, doch tief in den Pupillen zeichnete sich etwas ab.

Zwei Figuren.

Beide gleich. Und beide besaßen die Form der Amorfigur auf dem Sockel, wenn auch in verkleinerter Größe, dennoch klar sichtbar. In den Augen des Mädchens schimmerte der Amor.

Ein veränderter Amor. Zwar von der Gestalt her gleich, doch mit einem Gesichtsausdruck versehen, zu dem der Begriff teuflisch paßte. Eine furchtbare Fratze, über deren Stirn sogar zwei kleine Hörner wuchsen, so daß ein Teufelchen entstand.

Es dauerte, bis sich Abe Scorra wieder gefangen hatte. Zweimal musste er ansetzen, dann stieß er stockend die Worte hervor. »Sina, meine Güte, wer bist du?«

Sie stierte ihn an. Grausam leuchteten die kleinen Amor-Teufelchen in ihren Augen. »Geh weg!« keuchte sie. »Geh weg von mir. Ich bin voll des Satans.«

Der junge Mann fiel von einem Schock in den anderen. Das war keine Stimme mehr, mit der sie gesprochen hatte. Das war nur noch ein grausames Knurren und Keuchen. Widerliche, abstoßende Geräusche, untermalt von Worten. Einfach schlimm.

Er ging einen Schritt zurück. Der Moment kam, wo ihm klar wurde, daß er um sie kämpfen mußte. Er wollte sie nicht so einfach gehen oder im Stich lassen. Da mußte etwas getan werden.

»Sina, ich bitte dich. Du mußt mich jetzt anhören. Du, du… ich meine, wir beide, wir gehören doch zusammen. Du bist weggelaufen. Was ist geschehen? Was hat man mit dir gemacht. Ich habe dich liegen sehen, einen Pfeil im Rücken, ich habe gedacht, daß dir niemand mehr helfen kann. Du warst tot, Sina, tot …«

Sie nickte ihm zu. Sehr langsam, wissend, auch bedächtig. »Er hat mich zu seiner Braut gemacht. Ich bin nicht tot. Du aber solltest verschwinden. Vergiß mich, Abe. Vergiß, daß es mich jemals gegeben hat. Hast du verstanden? Ich kenne das Wort Liebe nicht mehr. Ich habe es aus meiner Erinnerung gestrichen.«

»Nein, du…«

»Ich habe es gestrichen!« keuchte sie.

Er wollte nicht begreifen. Kampflos sollte Sina nicht in die Hände anderer Mächte gelangen. Wieder ging er vor.

Da bewegte sich das Mädchen. Eigentlich war es nur der rechte Arm, der herumschwang, aber in der Hand hielt Sina plötzlich eine Waffe, ein Messer.

Mochte der Teufel wissen, wo sie es hergeholt hatte. Jedenfalls

schimmerte die Klinge gefährlich lang. Sie war auch nicht gerade, sondern erinnerte an eine erstarrte Flamme, die einen matten, allerdings metallisch blanken Glanz abgab.

»Du willst zustechen?« fragte er und erkannte seine eigene Stimme kaum wieder. »Du willst wirklich zustechen – du… du …?«

»Ja, ich steche zu, wenn du nicht gehst.«

Mehr brauchte sie nicht zu sagen. Er glaubte ihr auch so. Der Ton ihrer Worte hatte es ihm gesagt. Nein, zweifeln brauchte er nicht.

Sina Evans hatte sich auf eine furchtbare Art und Weise verändert.

Sie war nicht mehr die Person, die er gekannt hatte.

Vom Teufel hatte sie gesprochen, und der Teufel mußte auch in sie gefahren sein.

Abe nickte ihr zu. »Gut«, sagte er und bewegte sich weiter zurück.

»Ich werde gehen, aber ich will noch eines wissen. Was hast du vor? Was willst du jetzt tun?«

»Dem Teufel dienen. Ich werde allein dem Teufel dienen. Satan steht bei mir an erster Stelle.«

»Was erhoffst du dir davon? Was…?«

»Geh!« kreischte sie so laut, daß sich schlafende Vögel gestört fühlten und hochflatterten.

Für Abe Scorra war das so etwas wie ein Startzeichen. Auf der Stelle machte er kehrt und rannte davon, ohne sich umzudrehen.

Seine Beine bewegten sich automatisch. Die Panik peitschte ihn voran.

Irgendwann brach er zusammen. Wo er sich genau befand, wußte er nicht. Es war noch im Park. Er fiel in das Gras, nahm dessen Geruch auf und atmete keuchend mit weit geöffnetem Mund.

Ein Name spukte durch seinen Kopf.

Sina Evans, die Veränderte. Konnte er ihr noch helfen? Und wenn ja, würde sie sich überhaupt helfen lassen?

Er wußte nichts, gar nichts. Es war nicht die Feuchtigkeit, die seine Wangen näßte.

Tränen rannen aus seinen Augen. Abe Scorra weinte um Sina, seine Freundin. Er hatte sie in dieser Nacht verloren, und ein anderer hatte sie in seinen Besitz genommen – der Satan!

***

Das Lachen der drei Frauen verstummte, als sich Sheila Conolly erhob und gleichzeitig auf die Uhr schaute. »Kinder, ihr könnt sagen, was ihr wollt, aber für mich wird es Zeit.«

»Bitte, Sheila nicht.« Eine Freundin umfaßte ihr Handgelenk.

»Noch einen Schluck, ein halbes Stündchen. Wann sehen wir uns schon mal?«

»Es wird tatsächlich Zeit für mich.«

»Dabei ist es noch vor Mitternacht«, sagte die zweite.
»Klar, ich möchte um Mitternacht zu Hause sein. Außerdem habe ich noch einen langen Weg vor mir.«
Die drei Frauen sahen ein, daß Sheila Conolly sich nicht überzeugen lassen wollte. »Gut, dann eben nicht«, erklärte Jill und wandte sich an die anderen beiden. »Ihr bleibt doch – oder?«
»Klar, Jill.«
Sheila verabschiedete sich. Sie war mit alten Bekannten im Theater gewesen. Danach hatten sich die vier Frauen zusammengesetzt, eine Kleinigkeit gegessen, einen Schluck getrunken und von vergangenen Zeiten geplaudert.
Ihre Wege hatten sich vor Jahren schon getrennt. Das Zusammentreffen war durch die Initiative der Freundin Jill erfolgt.
Und man hatte sich gegenseitig versprochen, dies zu wiederholen.
Jill brachte Sheila noch bis zur Garderobe. »Du vergißt ja nicht, daß wir uns wieder treffen wollen?«
»Nein, das vergesse ich nicht.«
»Ich rufe dich dann an.«
»Mach das.«
»Und grüße Bill von mir.«
Sheila lachte. »Kennst du ihn denn?«
»Nein«, erwiderte Jill mit den rötlich gefärbten Haaren. »Aber die hat immer viel von ihm erzählt?«
»Das stimmt.«
Jills Gesicht verschloß sich. »Ist eure Ehe glücklich?«
Sheila überlegte nicht. »Das kann man sagen, obwohl es bei uns auch Höhen und Tiefen gibt.«
Jill verzog den etwas breiten Mund zu einem schmerzlichen Lächeln. »Bei mir gab es nur Tiefen«, erklärte sie. »Deshalb bin ich auch seit drei Jahren geschieden.«
»Du wirst auch noch einen Mann finden.«
»Nicht mehr für die Ehe, Sheila.« Danach lachte sie. »Aber was soll das? Ich will den schönen Abend nicht mit trüben Gedanken ausklingen lassen. Es war toll, daß wir uns wiedergesehen haben.«
»Meine ich auch.«
Sheila verließ das kleine Lokal. Es lag in Soho, ziemlich versteckt hinter eine Hecke. Um es zu erreichen, mußte man über einen verschlungenen Weg fahren. Er mündete nicht nur vor dem Lokal, sondern auch in einem Parkplatz, wo Sheila den Porsche abgestellt hatte, der eigentlich ihrem Mann gehörte.
Bill war zu Hause geblieben. Zusammen mit Johnny, dem Sohn der Conollys, und der Wölfin Nadine, in deren Körper eine menschliche Seele steckte.
Zwei Lampen sorgten für Licht, das sich auf den Dächern der

abgestellten Wagen verteilte. Sheila schaute beim Einsteigen auf die Uhr. Genau fünfzehn Minuten vor Mitternacht. Bis zur Tageswende schaffte sie den Weg zu ihrem Haus nicht, das im Londoner Süden lag, einer sehr ruhigen Gegend mit stillen Straßen sowie alten und auch neuerbauten Häusern. In einem davon lebte die Familie Conolly, inmitten eines großen Gartens.

Der satte Sound des Porschemotors zerriß die nächtliche Parkplatzstille. Außer Sheila hatte kein anderer Gast das Lokal verlassen, um wegzufahren.

Sheila hatte wenig getrunken. Ein Glas Wein, mehr nicht. Das kleine Essen hatte sie mit Mineralwasser hinuntergespült. Sie mußte nüchtern bleiben. Den Führerschein zu riskieren, war nicht ihre Art.

London nach Mitternacht!

Noch immer herrschte Leben in dieser Metropole. Besonders in Soho, dem Stadtteil, durch den Sheila zunächst fahren mußte. Am Piccadilly funkelten die Lichter mit den Reklametafeln um die Wette, drehten sich die Fahrzeuge im Kreisverkehr.

Sheila nahm Kurs auf die Themse und rollte parallel dazu erst durch das Regierungsviertel, dann auf der St. Margaret Street in Richtung Süden. An der Vauxhall Bridge folgte sie einem der Themsebögen. Hier konnte sie etwas aufdrehen. Auf der breiten Straße war genügend Platz.

Der Sommer zeigte noch einmal, was er konnte. Auch jetzt, Anfang September, hatte die Sonne den Tag über geschienen. In der Nacht war es ebenfalls kaum kühler geworden.

Sheila nahm die Chelsea Bridge, rollte am Battersea Park entlang und erreichte allmählich die Gegend, in der sie und ihre Familie wohnten. Sie war rechtschaffen müde. Mitternacht war vorbei. Hin und wieder mußte sie gähnen und gratulierte sich zu dem Entschluß, nicht mehr länger bei den alten Freundinnen sitzengeblieben zu sein.

Über das weiße, modisch kurze Sommerkleid hatte Sheila den Blazer aus Leinen gestreift. Durch die offene Scheibe wehte warme Luft. Sie roch nach Laub, denn diese Gegend besaß einen noch fast gesunden Baumbestand. Die Straßen waren schmaler geworden.

Wer sich nicht auskannte, konnte sich leicht verfahren.

Sheila war eine gute Autofahrerin. Die meisten Menschen schliefen um diese Zeit. Deshalb zog sie den Porsche auch nur langsam in die Kurven und beschleunigte nicht hart. Die Fahrgeräusche hielten sich in Grenzen.

Das helle Band der Scheinwerfer zeigte Sheila den Weg und leuchtete auch eventuelle Hindernisse an, die hin und wieder über die Straße huschten.

Katzen streunten oft genug in der Nacht umher. Einige von ihnen hatte es auch erwischt.

Sheila brauchte vor keiner Katze zu stoppen. Noch zwei Kurven mußte sie fahren, um in die Straße einzurollen, in der sie wohnten.

Das Haus war vom Grundstückseingang nur schwer zu sehen, weil ein breiter und langer Vorgarten dazwischenlag. Per Fernbedienung konnte Sheila das Gittertor elektronisch bewegen.

Sie ging noch mehr vom Gas, rollte in eine Rechtskurve und direkt auf die geschlossene Einfahrt zu.

Die langen Lichtfelder der Scheinwerfer erfaßten es fast in voller Breite. Das Gestänge glänzte. Hinter den Lücken befand sich der kiesbestreute Weg, der in Schlangenlinien zum Haus und auch zur Garage hinführte. Alles war normal. Sheila sah keinen Grund, Verdacht zu schöpfen, bis sie urplötzlich auf die Bremse trat.

Auf dem Gehsteig und noch mit dem Rücken an das Gestänge des Tores gelehnt, erkannte sie eine Gestalt.

Es war eine Frau!

Noch jung, aber schon erwachsen. Blonde Haare wie Sheila. Sie trug einen ziemlich kurzen Rock und einen etwas dunklen Pullover.

Sheila sah die Person zum erstenmal. Sie machte jedoch den Eindruck, als hätte sie zu den Conollys gewollt.

Das machte Sheila mißtrauisch und gleichzeitig auch neugierig.

So war es nur eine Folge davon, daß sie die Tür aufstieß und den Wagen verließ. Sie ging auf die Unbekannte zu, die den Kopf erhoben und ihr Kinn – trotzig, wie es Sheila vorkam – vorgereckt hatte. Auch als Sheila neben der Unbekannten stehenblieb, traf diese keine Anstalten, das Tor zu verlassen. Sie lehnte rücklings an den Stäben, wobei sie ihre Hände hinter dem Rücken versteckt hielt.

»Guten Abend, Miß.« Sheila blieb freundlich.

Die andere nickte nur. Sie sah auch Sheilas Lächeln und hörte deren Frage: »Möchten Sie zu uns? Wenn nein, darf ich Sie bitten, das Tor freizugeben. Ich will nach Hause, bin sehr müde und…«

»Ja, ich will zu dir.«

Sheila zeigte sich irritiert. Es gefiel ihr nicht, daß sie von der Fremden geduzt wurde. Eine steile Falte bildete sich auf ihrer Stirn.

»Kennen wir uns vielleicht, Miß?« Bei dieser Frage klang ihre Stimme schon schärfer.

»Nein!«

»Und Sie haben mich trotzdem geduzt?«

»Na und?«

Sheilas Ärger nahm zu. »Hören Sie, Miß Unbekannt. Ich habe keine Lust, hier länger mit Ihnen zu stehen. Ich will ins Haus, ich möchte endlich ins Bett gehen. Geben Sie den Weg frei!«

Die Unbekannte schüttelte den Kopf. Bevor sie ihn anhob. Sheila stand so dicht vor ihr, daß sie der Unbekannten nicht nur in das Gesicht, auch in die Augen schauen konnte.

Große Augen, mit den entsprechenden Pupillen. Augen, in denen etwas leuchtete.

Das war nicht normal!

Sheila wollte zurück. In ihrem Kopf hatte eine Alarmglocke angeschlagen, aber die Augen ließen sie nicht los. Dieser Blick faszinierte sie, und besonders die Motive in den dunklen Pupillen.

Sie waren gleich.

Zwei identische Personen erkannte Sheila darin. Klein und dennoch zu erkennen.

Die Gestalt des Gottes Amor. Durch seine Pfeile brachte er den Menschen die Liebe ins Herz, doch was Sheila in den Augen dieser jungen Fremden sah, wirkte ganz anders.

Der Amor als Teufel!

Mit zwei kleinen Hörnern, die aus der breiten Stirn an der Oberseite hervorwuchsen. Waren es seine oder die Augen des Mädchens, die rotschwarz leuchteten? Sheila wußte es nicht. Ihr war nur klar, daß die Unbekannte nicht zufällig vor dem Haus stand.

Sie hatte auf Sheila gewartet!

Knallhart kam ihr dies zu Bewußtsein. Sofort dachte sie an eine Gefahr, die das Mädchen mitgebracht haben konnte. Der Teufel in ihren Augen, das war ein Zeichen der Hölle.

Damit hatten die Conollys leider schlechte Erfahrungen gemacht.

Besonders mit dem Satan.

Sie wollte zurück. Zwei Schritte weit ging sie, dann hatte sie den Porsche erreicht, dessen rechter Kotflügel ihr in diesem Augenblick im Wege stand.

Pech, denn die Unbekannte kam.

Sie war schnell, wuchtete sich vor, und auch ihre Hände nahm sie hinter dem Rücken weg.

In der Rechten hielt sie etwas.

Sheila gefror zu Eis. Sie hatte erkannt, daß es ich dabei um ein Messer handelte.

Lachen schallte ihr entgegen. Es hörte sich furchtbar an, als wäre es von einem Mann ausgestoßen worden.

Mit dem Lachen kam die Klinge. Sie vollführte einen Halbkreis, als sie auf Sheila zuraste.

Bills Frau tauchte weg. Im letzten Augenblick hatte sie die schockartige Starre überwunden.

Zu spät – die Klinge erwischte sie trotzdem. Auf einmal war alles anders. Der Schmerz in ihrer Brust, der alles ausfüllte. Das Gesicht des Mädchens über ihr nahm die Form eines Zerrbildes an. Der Mund wirkte wie eine Höhle. In den Augen standen Gier und Haß, und von der Klinge, die sie aus Sheilas Körper gezogen hatte, rann Blut.

»Dich habe ich!« keuchte sie. »Dich habe ich!« Es sah für einen

Moment so aus, als wollte sie noch einmal zustoßen, dann überlegte es sich Sina Evans anders, machte kehrt und ging nicht einmal schnell davon. Sie ließ sich Zeit.

Sheila blieb zurück.

Die nächsten Sekunden erlebte sie in einem Dämmerzustand. Sie wußte, daß sie getroffen worden war, aber sie konnte sich nicht bewegen. Rücklings lag sie auf der flachen Haube des Porsche, das Gesicht bleich wie eine Kalkwand, den Mund halboffen, Blut auf der Zunge schmeckend und auch daran denkend, daß der Lebenssaft aus der Wunde rann und von keiner Hand oder Faust gestoppt wurde.

Wenn sie hier nicht gefunden wurde, verblutete sie. Dann war es aus, dann hatte sie vor ihrem Haus das Leben verloren.

Sheila hatte es auch gelernt, sich gegen das Schicksal anzustemmen. Sie handelte aus diesem Bewußtsein heraus. Wie sie es schaffte, sich zu bewegen, konnte sie selbst nicht sagen. Jedenfalls rollte sie sich von der Haube.

Bevor sie auf ihren schwachen Beinen zu Boden fallen konnte, klammerte sie sich am Dach des Wagens fest. Die Tür war nicht ganz zugefallen. Mit letzter Kraft zog sie den Wagenschlag auf, konnte sich auch bücken und sah das Blut aus der Wunde fließen.

Die Schwäche nahm zu. Sie schaute in den Wagen, sah dicht vor sich das Cockpit, den Zündschlüssel, der hin- und herschwankte. Sie fiel nach vorn, drehte den Zündschlüssel, der Motor sprang an, und sie schlug mit dem fechten Handballen auf die Hupe.

Das grelle Signal durchbrach die Stille der Nacht wie ein verzweifelter Hilfeschrei…

***

Krankenhäuser sind schlimm. Besonders schlimm sind sie meiner Ansicht nach in der späten Nacht oder den frühen Morgenstunden, wenn das Leben so gut wie eingeschlafen war und der Hochdruck nachgelassen hatte. Da waren die langen Korridore leer, da brannte in einigen Gängen nur die Notbeleuchtung, aber nicht dort, wo ein Team von Spezialisten Operationen durchführte.

Es gab in der Nähe des OP einen kleinen abgeteilten Trakt, wo eine Wartebank stand. Ich hockte auf ihr wie ein armer Sünder, und das um vier Uhr morgens.

Das allerdings hatte seinen Grund. Ein verzweifelter Bill Conolly hatte mich angerufen und mir erklärt, das Sheila überfallen worden war. Einen Messerstich in die rechte Brust. Dicht vor dem Grundstück war es passiert, Sheila hatte ungemein viel Blut verloren, jetzt kämpften die Ärzte um ihr Leben.

Ich wartete.

Die Bank war hart, aber das merkte ich nicht. Ich saß gebückt und

starrte die gegenüberliegende Wand an, auf der ein halbrunder Schatten allmählich verlief.

Zwar konnte man die Temperatur nicht unbedingt als warm bezeichnen, dennoch schwitzte ich. Es war die Angst, die Aufregung vor dem Kommenden. Ich wußte nicht, ob die Ärzte es schafften, Sheilas Leben zu retten. Ich wußte überhaupt nur soviel, daß die Klinge sie in die rechte Brustseite getroffen hatte.

Wer sie geführt hatte, war mir ebenfalls unbekannt, denn Sheila hatte nicht sprechen können.

Auch Suko wußte Bescheid. Er hatte natürlich mitfahren wollen, es auf meinen Rat hin jedoch gelassen. Einer mußte morgens ins Büro und sich um die normalen Dinge kümmern.

Ich war am Abend zuvor ziemlich zeitig ins Bett gegangen, so hatte mir das extrem frühe Aufstehen nichts ausgemacht.

Trittgeräusche ließen mich aufhorchen. Ich schaute nach links.

Hinter den beiden geschlossenen Flügeln der Glastür zeichnete sich ein Schatten ab.

Es war keine Krankenschwester, die kam, sondern Bill Conolly. Er war gegangen, um Kaffee zu holen. Den rechten Türflügel trat er mit der Fußspitze auf. Er schlüpfte durch die Lücke, zwei Becher mit Kaffee in den Händen haltend. Bill war bleich wie der Tod. Er zitterte auch jetzt noch. Kaffee war bei beiden Bechern übergeschwappt und außen am Rand entlang nach unten gelaufen. Selbst auf den Fingern des Reporters zeichneten sich die braunen Streifen ab.

Ich stand auf, um Bill einen Becher abzunehmen. Er war nicht mehr der, den ich kannte. Ein grauweiß gewordenes Gesicht, weil jetzt ein Schatten darauf fiel. Augen, die tief in den Höhlen lagen.

Ränder zeichneten sich darunter ab. Die Haut wirkte dünn und durchsichtig. Sie zitterte nahe der Mundwinkel.

Als ich trank und über den Becherrand schaute, sah ich, daß Bill seinen Becher mit beiden Händen festhalten mußte. Dennoch floß Kaffee über den Rand.

»Setz dich«, sagte ich leise und drückte auf seine Schulter. »Wir müssen warten.«

Schweigend nahm er Platz, trank, stierte ins Leere, und ich wußte, womit sich seine Gedanken beschäftigten. Es ging allein um Sheila.

Sie, Bill und ihr gemeinsamer Sohn gehörten zu meinem engsten Freundeskreis. Wir hatten zahlreiche Fälle gemeinsam gelöst und waren oft genug in lebensgefährliche Situationen gelangt. Der Teufel hatte die Conollys schon oben auf die Abschußliste gesetzt. Daß sie trotzdem noch lebten, kam schon einem Wunder gleich.

Bill hatte den Becher früher leer als ich. Mit einer Hand knüllte er ihn zusammen. Die dabei entstehenden, knackenden Geräusche hallten überlaut durch den Flur. »Warum?« flüsterte Bill. »Warum

gerade Sheila? Was hat sie getan? Weshalb greift man sie mit dem Messer an? Kannst du mir eine Antwort geben, John?«

»Nein, das wird sie selbst.«

Bill schluckte. »Falls sie überlebt.« Er wischte über seine Augen, die rote Ränder zeigten. »Mein Gott«, sprach er kaum hörbar weiter.

»Wenn ich das Hupen nicht gehört hätte, sie wäre im Auto verblutet. Einfach so«, sagte er kratzig.

Als ich keine Antwort gab, stieß mich Bill an. »Weshalb sagst du nichts, John?«

»Ich denke gerade an etwas anderes.«

»Wie kannst du das, wo Sheila…«

»Ruhig, Junge, ruhig. Es hängt ja indirekt mit Sheila zusammen. Sie wurde attackiert, man hat auf sie eingestochen, es war also der klassische Mordanschlag gewesen.«

»Das weiß ich.«

»Laß mich weiterreden, Bill. Weshalb hat man das getan, und weshalb gerade Sheila?«

»Das kannst du dir doch denken. Wir stehen auf der Abschußliste ziemlich weit oben.«

»Genau das ist es. Wir!«

Bill schüttelte den Kopf. »Wie meinst du das?«

»Ich will hier keine Pferde scheu machen, aber ich möchte, daß du allein wartest.«

Er verzog die Lippen.

»Klar, dir ist langweilig. Ist auch nicht deine Frau…«

»Bill!« Mehr sagte ich nicht. Am Klang der Stimme jedoch erkannte der Reporter, daß er mich zu Unrecht angegriffen hatte. »Ist ja schon gut«, flüsterte er. »Sorry.«

»Versuche bitte, jetzt einmal nachzudenken. Sheila wurde attackiert. Sie hat es geschafft, sich bemerkbar zu machen. Weshalb wurde sie attackiert? Galt dieser Angriff nur ihr?«

»Ja.«

»Das hätte dir auch passieren können, Bill. Denk mal nach. Es war ein Zufall, daß Sheila um diese Zeit zurückkehrte. Ich bin der Meinung, daß sich über euren Köpfen etwas zusammenbraut. Ich lege besonderen Wert auf das Wort euren.«

Jetzt hatte mich Bill verstanden. Er schaute mich starr an. Eine Gänsehaut floß über sein Gesicht. »Johnny…«

»Richtig. Du hast das Haus verlassen, weil du bei Sheila sein wolltest. Aber er ist allein.«

»Mit Nadine.«

»Das stimmt. Nur möchte ich sichergehen. Bleib du im Krankenhaus, ich fahre zu dir.«

Diesmal hatte ich Bill überzeugt. Einen Schlüssel brauchte er mir

nicht zu geben. Ich besaß einen von Sukos und auch von Bills Wohnung. Mehr brauchte ich eigentlich nicht zu sagen. Beim Abschied rief ich noch: »Ich melde mich.«

Mit dem Lift fuhr ich nach unten. Sheila war in das St. Stephan's Hospital eingeliefert worden. Es liegt nicht allzuweit vom Wohnort der Conollys entfernt, wenn auch schon auf der nördlichen Seite der Themse. Auf einmal wurde mir die Zeit lang. Die Sekunden vergingen viel zu schnell. Ich stürmte aus dem Krankenhaus. Die Nachtschwester an der Loge konnte mir nur kopfschüttelnd nachschauen.

Hoffentlich hatte ich mit meinem Verdacht unrecht – hoffentlich…

***

»Mummy hat einen Unfall erlitten und muß so schnell wie möglich ins Krankenhaus. Dort wird aber alles wieder gut, mein Junge, darauf kannst du dich verlassen. Bleib du mit Nadine hier und achte auf das Haus.«

Mehr hatte Bill seinem Sohn Johnny in der Eile nicht sagen können, doch der Junge mußte immer wieder über diese Sätze nachdenken. Und auch der Klang der Stimme war ihm im Gedächtnis geblieben. Sein Vater hatte so gesprochen, als stünde er den Tränen nahe. Wenn das eintrat, dann sah es schlimm um Johnnys Mutter aus.

So war er allein zurückgeblieben, hatte durch das Fenster in den Garten geschaut und auch die Reflexe des Blaulichts gesehen, als der Krankenwagen kam, der seine Mutter mitgenommen hatte.

Nicht nur Johnny wurde von dieser Unruhe gepeitscht. Ebenso erging es der Wölfin Nadine.

Sie lief, als Bill die Wohnung verlassen hatte, durch die Räume, als wäre sie auf einer Suche nach irgend etwas. Da Johnny nicht allein bleiben wollte, folgte er seiner Freundin, die gleichzeitig seine Beschützerin war. Schließlich landeten die beiden im Wohnraum, wo der Junge sich halb in den Sessel legte. Er spürte wieder die Müdigkeit, aber er dachte auch an seine Mutter und faltete die Hände zum Gebet.

Die Worte reimte er sich selbst zusammen. Dabei schluckte er ständig. Tränenwasser füllte seine Augen und rann später an den Wangen entlang. Im Hals hing der Kloß. Die Nase saß zu.

Nadine blieb bei ihm. Sie spürte, daß der Junge jemand brauchte, der ihm Trost geben konnte, auch wenn es nur ein Tier war, das selbst nicht sprechen konnte.

Aber in der Wölfin steckte die Seele eines Menschen, und Nadine »redete« oft mit den Augen.

Zeit verging. Vor die großen Fenster auf der Gartenseite hatte Bill die Rollos heruntergelassen. Im Zimmer brannten verschiedene Lampen, die den großen Raum allerdings nicht völlig ausleuchteten.

Nahe des Kamins lagen die Schatten wie hingeduckt.
Im Haus herrschte Stille. Nur hin und wieder vernahm der Junge ein Geräusch. Allerdings kein fremdes.
Das Ticken der Uhren oder das lautere Atmen der Wölfin, die sich plötzlich aufrichtete, nachdem sie eine Weile neben dem Sessel gelegen hatte.
Johnny erschrak. Er schaute in die Augen des Tieres. Sie blickten ihn so menschlich und gleichzeitig so warnend an. Der Junge wußte Bescheid. Nadine hatte etwas gespürt.
»Was hast du denn?« fragte er leise und strich durch ihr dichtesten. »Was ist los?«
Nadine antwortete auf ihre Art und Weise. Sie gab ein warnendes Knurren ab, schaute Johnny an, bewegte den Kopf und setzte sich in Bewegung. Ihr Ziel lag nicht im Wohnraum, sie wollte in den Flur gehen, um dort nachzuschauen.
Johnny stand auf. Er war mittlerweile älter geworden und wußte auch, daß er in keiner normalen Familie aufwuchs, wie seine Klassenkameraden. Sein Vater hatte ihn noch nicht genau ins Bild gesetzt, aber ihm war klar, daß die Familie von gefährlichen Mächten bedroht wurde und sich seine Eltern immer wieder dagegen wehren mußten. Auch er war schon oft genug mit in diese gefährlichen Dinge hineingezogen worden. Dabei hatte ihn Nadine, die Wölfin, so manches Mal vor Schlimmeren bewahrt.
Johnny kannte sie und hörte auch auf sie. Wenn Nadine das Wohnzimmer verlassen hatte, mußte es einfach einen Grund dafür geben. Im Flur trafen die beiden zusammen.
Vor der Haustür war Nadine stehengeblieben. Das Außenlicht brannte noch und schuf eine helle Insel. Die Tür besaß eine dicke Glasscheibe, nur von einer Seite durchsichtig.
Johnny schaute nach draußen.
Vor der Tür hielt sich niemand auf. Er hätte sonst einen Schatten gesehen, so konnte er nur in das schummrige Licht hineinblicken, das sich dort verteilte.
»Was ist denn?« flüsterte er und beugte sich zu Nadine hinunter.
»Was hast du gehört?«
Die Wölfin gab die Antwort auf ihre eigene Art und Weise. Sie hob die rechte Vorderpfote an und kratzte gegen das Türglas.
Johnny schaute hin. »Tut mir leid, Nadine, aber ich sehe keinen. Da steht niemand.«
Sie kratzte weiter und knurrte. Das Geräusch hörte sich drohend an. Für den Jungen war es eine Warnung.
Ausgerechnet jetzt befand er sich mit Nadine allein im Haus. Sein Vater hatte ihm nicht genau erklärt, was mit der Mutter geschehen war. Johnny konnte da nur gewisse Dinge vermuten. War sie

tatsächlich »nur« verunglückt, oder war nur etwas Schlimmeres vorgefallen?

Wenn der Vater im Haus gewesen wäre, hätte der draußen sicherlich nachschauen können. Irgend etwas mußte dort lauern, Nadine kratzte nicht grundlos.

Sollte er sie hinauslassen? Johnny überlegte. Die Entscheidung fiel ihm sehr schwer. Er schwankte. Sein Blick glitt zur Tür, er sah auch Nadine an.

Die Wölfin stand mit etwas gespreizten Beinen und gesträubtem Fell da. Unverwandt hatte sie ihre Blicke auf die Tür gerichtet, als würde dahinter die Gefahr lauern.

Da sah Johnny den Schatten!

Er schob sich von rechts heran. Es war nicht zu erkennen, ob es sich bei der Person um einen Mann oder eine Frau handelte. Jedenfalls um eine Person, die größer war als Johnny.

Er hielt den Atem an. Sein Blick war unverwandt auf die Tür gerichtet. Nadine knurrte wieder. Sie stand sprungbereit…

Der Junge wußte nicht, was er tun sollte. Wieso war diese fremde Person in den Garten gelangt?

Rechts neben der Tür befand sich ein kleiner Monitor. Nahe des Eingangstores hatten die Conollys eine Überwachungskamera installiert. Das gläserne Auge kontrollierte den Torbereich.

Johnny wußte, wie man die Anlage einschaltete. Er drückte den Knopf hinein und sah auf dem Monitor das Bild.

Ein leeres Tor. Es stand auch kein Wagen in der Nähe. Sein Vater hatte den Porsche weggefahren.

Johnny konnte sehen, wie sich die Gestalt bewegte. Der Arm wanderte zur Seite und näherte sich dem Klingelknopf.

Schon schellte es.

Obwohl Johnny damit gerechnet hatte, schreckte er doch zusammen. Ein Schauder lief über seinen Rücken und setze sich dort fest. Er hielt den Atem an. Plötzlich war die Kehle wie zugeschnürt.

Hinter seinen Schläfen spürte er das Hämmern.

Wer stand dort?

Nadine zog sich etwas zurück. Sie tauchte ein in das Restdunkel des Flures.

Wieder schellte es. Dann hörte Johnny die Stimme der fremden Person. »Weshalb macht niemand auf?«

Der Junge bewegte sich nicht. Er hatte mit einer Männerstimme gerechnet, doch die Frage war von einer Frau gestellt worden.

Für ihn war es wichtig, wer da sprach. Einer fremden Frau brachte er mehr Vertrauen entgegen als einem fremden Mann. Männer wirkten auf ihn gefährlicher.

Johnny überwand sich selbst, als er eine Frage stellte. Er sprach so

laut, daß sie auch durch die geschlossene Tür von der Fremden gehört werden mußte.
»Wer sind Sie?«
»Eine Freundin.«
»Ich… kenne Sie nicht. Wie ist Ihr Name?«
»Deine Eltern kenne ich gut.«
»Ihren Namen!«
»Also gut. Ich heiße Sina.«
»Mehr nicht?«
»Reicht das denn nicht? Ich muß mit dir reden. Junge. Es ist wirklich wichtig.«
»Meine Eltern sind nicht da.«
»Das weiß ich ja. Es geht um deine Mutter. Dein Vater hat mich geschickt. Ich soll dir etwas bestellen!«
Trotz Nadines Nähe fühlte sich der Junge einsam. Er vermißte seine Eltern stark, und er wußte nicht, was mit seiner Mutter passiert war. Dad hatte ihm nichts Genaueres gesagt. Sollte das Mädchen oder die Frau vielleicht mehr wissen.
»Wo kommst du denn her?« rief er.
»Von deiner Mutter.«
»Dann weißt du, wo sie ist?«
»Sicher. Im St. Stephan’s Hospital. Dein Vater ist auch dort. Er hat mich geschickt.«
»Warum?«
»Das werde ich dir erklären. Ich bin Krankenschwester. Ich soll Nachtwäsche für deine Mutter holen. Du sollst sie mir geben.«
»Weshalb ist mein Vater nicht gekommen?«
»Weil er bei deiner Mutter bleiben möchte. Sie ist verletzt worden, das weißt du doch.«
Johnny nickte, obwohl die Person seine Reaktion nicht sehen konnte. Er spürte die Zweifel, schaute dorthin, wo sich die Wölfin aufhielt, sah aber nur ihre Augen, die grünlich im Dunkeln leuchteten. Hatte diese Person gelogen?
Vielleicht. Es konnte auch sein, daß sie die Wahrheit gesprochen hatte. Johnny schwankte sehr. Außerdem war seine Mutter in der normalen Kleidung eingeliefert worden.
»Du mußt dich schon entscheiden!« hörte er Sinas Stimme. »Ich kann hier nicht so lange warten.«
»Ja, ist gut.«
»Und?«
»Ich werde die Nachtwasche holen.«
»Okay, dann…«
»Nein, Sie müssen vor der Tür bleiben. Zuerst hole ich das Nachthemd und die Unterwäsche.«

»Ja, meinetwegen. Aber beeil dich bitte. Die Zeit drängt wirklich.«

Das letzte Wort verstand Johnny nicht, da er sich schon auf dem Weg ins Schlafzimmer befand.

Die Wölfin begleitete ihn nicht. Als Wachtposten blieb sie nahe der Tür zurück.

Johnny holte Unterwäsche und ein Nachthemd aus dem Schrank.

Er hatte sich fest vorgenommen, sich wie ein Erwachsener zu verhalten und keine Furcht zu zeigen.

Mit den Kleidungsstücken auf den Armen kehrte er in die Diele zurück, wo Nadine wartete.

»Bist du wieder da, Junge? Wenn ja, dann öffne.«

»Nein«, sagte Johnny. »Ich… ich reiche Ihnen die Sachen durch das Fenster.«

»Aber das ist einfach Quatsch. Du kannst die Tür meinetwegen nur einen Spalt öffnen und…«

»Ja, ist gut.«

Johnny entriegelte das Schloß. Nadine drängte sich gegen ihn. Er spürte den Druck ihres Körpers.

Eine Warnung?

Johnny war vorsichtig. Er drückte die Klinke nach unten, zog die Tür nur spaltbreit auf und schob die Kleidungsstücke hindurch.

Eine Hand faßte an der anderen Seite nach.

Johnny schielte nach draußen. Das Mädchen vor der Tür war nicht sehr alt. Es konnte durchaus eine Krankenschwester sein. Und es lächelte Johnny an. »Ich danke dir.«

»Bitte.« Er holte tief Luft. »Und was… was ist mit meiner Mutter?« fragte er.

Sie drehte sich um und hob dabei die Schultern. »Aber Kind, du hast doch keine Zeit, wie du sagtest.«

»Wenn Sie Krankenschwester sind und wissen, was mit meiner Mutter geschehen ist…«

Sina Evans blieb stehen. »Das ist aber eine etwas längere Geschichte, und sie hört sich nicht gut an.«

»Tatsächlich nicht?« Johnny war so verstört, daß er kaum mitbekam, wie Sina wieder auf die Tür zuging, die der Junge noch immer festhielt. Sie drückte kurzerhand von außen dagegen.

Ihr Einsatz und ihre Frechheit lohnten sich. Die Tür schwang nach innen, Johnny trat auch zurück und ließ die fremde Person in das Haus. Im gleichen Augenblick, als Sina die Schwelle übertrat, zog sich Nadine zurück. Lautlos wie ein Schatten verschwand sie.

Der Junge achtete nicht darauf, weil ihn der Anblick der Frau zu sehr ablenkte.

Daß sie jung war, hatte er schon gesehen. Sie trug einen dunklen Rock und einen etwas helleren Pullover, der in einer rötlichen Farbe

schimmerte.

Vor Johnny blieb sie stehen. Ihr Lächeln wirkte hinterhältig, das erkannte der Junge leider nicht. Zudem beschäftigten sich seine Gedanken nur mit seiner Mutter.

»Was ist mit meiner Mutter?«

Sina holte tief Luft, drückte dabei die Tür zu und ging an Johnny vorbei in den großen Wohnraum. »Ich muß dir ehrlich sagen, daß es nicht gut um sie steht.«

In der offenen Tür stoppte der Junge seinen Schritt. Weiche Knie hatte er bekommen. Das Blut war aus seinem Gesicht gewichen. Die Augen hatten eine doppelte Größe angenommen. Er spürte auch, wie er schwankte und fragte leise:

»Aber… sie lebt doch – oder?«

Sina nickte. Ihr Gesicht blieb ernst. »Ja, sie lebt noch, mein Junge. Noch, sage ich…«

»Kann sie denn sterben?«

»Das ist möglich.«

Johnny ging, ohne es zu merken. Er weinte. Die Tränen konnte er nicht mehr zurückhalten. Die Welt war für ihn eine völlig andere geworden, und er hatte das Gefühl, durch Nebel zu schreiten.

Sina Evans verfolgte seinen Gang. Ihr Gesicht blieb eisig und verschlossen. Sie hatte dem Jungen einen ersten Schock zugefügt.

Ein zweiter würde folgen. Zunächt einmal konnte sie sich dazu gratulieren, daß es ihr gelungen war, sich Eintritt in das Haus verschafft zu haben. Das war die halbe Miete.

Johnny stand so, daß er gegen das Fenster schauen konnte. Hinter der Scheibe war das graue Rollo zu erkennen. Ein Teil der Zimmereinrichtung sowie Licht und Schatten spiegelten sich innerhalb des Glases. Johnny sah auch die Gestalt der Krankenschwester.

»Jetzt weißt du alles, mein Junge«, sagte sie und schaffte es, Bedauern in ihre Stimme zu legen.

Johnny nickte nur.

Sina Evans fragte weiter. »Du liebst deine Mutter sehr, wie?«

»Ja…«

»Auch deinen Vater?«

»Natürlich.«

»Ja, ja, die Menschen setzen auf die Liebe. Besonders im Kreis der Familie soll sie sehr groß sein. Sie haben früher sogar einen Liebesgott erfunden. Er besaß bei den Römern den Namen Amor, bei den Griechen hieß er Eros. Nur noch Liebe, aber es gibt auch Kräfte, die es hassen, wenn nur von Liebe gesprochen wird. Die Liebe ist nicht gut. Wir wollen sie nicht mehr haben, wir wollen die Liebe unter den Menschen ausrotten…«

Johnny war kein Erwachsener. Aber er hatte gespürt, daß mehr

hinter diesen Worten steckte. Plötzlich rieselte es kalt seinen Rücken hinab. Gleichzeitig wurde ihm heiß.

»Was ist mit meiner Mutter geschehen?« erkundigte er sich krächzend. »Bitte, ich muß es wissen.«

»Sie liegt im Sterben!«

Wie Hammerhiebe trafen Johnny die Worte. Er drehte sich auf der Stelle um. »Neeeinnn…!« schrie er durch den Raum. »Das darf nicht sein. Sie liegt nicht im Sterben. Was ist passiert?«

Sina Evans kam schleichend näher. Jetzt grinste sie widerlich, und dem Jungen wurde angst und bange. Zudem hatte er das Gefühl, einen weiblichen Teufel ins Haus gelassen zu haben. »Jemand hat sie mit einem Messer angegriffen, Johnny. Ja, mit einem Messer!«

Scharf peitschte ihr Lachen durch den Raum. »Und zwar mit diesem hier!« schrie sie, griff unter ihren Pullover und zog die Klinge hervor…

***

Ich lenkte den Rover durch die Finsternis. Mit Sukos neuem BMW wäre ich zwar rascher vorangekommen, aber kaum innerhalb der engen Straßen im Londoner Süden, wo die Conollys wohnten. Sheila war nicht grundlos angegriffen worden. Irgendeine Kraft plante eine Aktion gegen die Conollys. Wer dahintersteckte, konnte ich nicht sagen. Meiner Ansicht nach mußte es sich um eine dämonische Verschwörung handeln.

Ich drückte Sheila die Daumen, daß sie es schaffte. Ich vertraute auch auf die Kunst der Ärzte, obwohl es den Weißkitteln vor einiger Zeit auch nicht gelungen war, dem Abbé das Augenlicht wieder zurückzugeben. Da hatten wir einen harten Schlag hinnehmen müssen.

Meine Kehle war verdammt eng geworden. Wenn Sheila es nicht schaffte und tatsächlich starb, ich wußte nicht, was denn geschehen und wie sich Bill verhalten würde.

Die Familie Conolly war schon seit Jahren in diesen gefährlichen Teufelskreis mit hineingezogen worden. Teilweise auch durch meine Schuld, aber Bill gehörte nun mal zu meinen ältesten Freunden.

Meine Handknöchel traten scharf hervor, so angespannt war ich.

Die Nacht war ziemlich lau. Im Schein der Laternen führten zahlreiche Insekten ihre zackigen Tänze auf.

Manchmal stiegen Dunstschwaden aus den Gullys. Sie legten sich als Schleier über die Fahrbahn und krochen über die Gehwege.

Noch zwei Kurven, dann hatte ich es hinter mich gebracht. Das Tor zum Grundstück der Conollys ließ sich elektronisch öffnen. Die Fernbedienung besaß ich nicht. Aber ich wußte, daß Johnny, wenn ich klingelte, den Monitor einschalten würde, um nachzusehen, wer Einlaß begehrte. Das hatten ihm seine Eltern eingehämmert.

Die Straße lag ruhig vor mir. Ich konnte nichts Verdächtiges sehen, sosehr ich mich auch anstrengte. Niemand lauerte auf mich oder hielt sich auf der Straße auf.

Die Innenflächen meiner Hände waren schweißverklebt. Der Hemdstoff lag angeklatscht an meinem Oberkörper. Dicht vor dem Tor stoppte ich den Rover ab.

Ich stieg aus und drückte auf den Knopf der Klingel. Sekunden verrannen. Niemand traf Anstalten, das Tor zu öffnen. Johnny meldete sich auch nicht auf der Gegensprechanlage. Die Stille drückte mir auf die Nerven.

Noch einmal schellte ich. Ohne Erfolg. Etwas stimmte da nicht.

Ich glaubte nicht daran, daß sich Johnny hingelegt hatte, um zu schlafen. Das brachte er einfach nicht fertig.

Gefahr!

Das Tor zu überklettern, bereitete mir keinerlei Probleme. In manchen Dingen besaß ich Routine. Weich landete ich auf der Erde neben der Zufahrtsstraße.

Der große Garten lag still vor mir. Zum Haus hin führte der Weg etwas bergan. Die Conollys hatten ihr Heim auf einen künstlich angelegten Hügel gebaut.

Mit schnellen Schritten lief ich über den Weg. Je mehr Zeit verrann, um so stärker wurde bei mir der Eindruck einer gewaltigen Gefahr, die ich wie einen Schatten sah.

Bill hatte den Weg zum Haus kurvig angelegt. Und genau hinter einer Linkskurve geschah es.

Selbst ich wurde völlig überrascht.

Vor mir hockte eine kleine Gestalt. Ein kleiner Teufel mit Flügeln und glühenden Augen. Er sah so aus wie der Liebesgott Amor, hatte auch einen Pfeil aufgelegt, der in einem dunklen Rot glühte, und ließ urplötzlich die Sehne los.

Schnell wie ein Geschoß jagte er auf mich zu. Ausweichen konnte ich nicht.

Der Pfeil erwischte mich genau in der Brustmitte!

***

»Wenn du pennen willst, mein Junge, dann nicht hier, sondern bei dir zu Hause oder in irgendeinem Obdachlosenasyl. Hast du gehört?«

Ja, er hatte gehört, war aber nicht in der Lage, die Stimme einzuordnen. Ein Fremder hatte zu ihm gesprochen.

Abe Scorra öffnete die Augen. Zunächst sah er nichts. Er hatte nicht geschlafen, er war einfach vom Lauf erschöpft worden und hatte sich hingelegt. In der Nacht konnte man die Londoner Parks nicht gerade als die sichersten Orte bezeichnen. Die Polizei hatte dementsprechend reagiert und schickte vermehrt Streifen los. Hin und wieder gab es

harte Auseinandersetzungen mit irgendwelchen Banden, die sich die Grünflächen als Treffpunkte ausgesucht hatten.

Zumeist jedoch »stolperten« die Bobbies über Penner und Schnapsleichen.

Natürlich rechneten sie auch bei Abe Scorras Anblick mit einer Schnapsleiche, wunderten sich aber gleichzeitig, wie forsch er plötzlich auf die Beine kam.

So reagierte niemand, der den Kanal voll hatte.

»Wieder munter?«

Abe nickte. »Klar, Officer, klar.« Er sprach mit einer gehetzt klingenden Stimme.

»Und was hat dich auf die Beine gebracht?« fragte der zweite Polizist.

»Die Erinnerung an das Grauen.«

»Toll, an das Grauen. Kannst du es uns zeigen?«

»Ja, das kann ich.« Er drehte sich und zeigte nach vorn. »Ich bin aus dieser Richtung gekommen, und dort habe ich etwas Grauenvolles gesehen.« Abe holte tief Luft, während die zwei Bobbies ihm geduldig zuhörten. »Es war furchtbar. Sie kennen doch die Statue – oder?«

»Davon gibt es viele.«

»Die von dem Liebesgott meine ich.«

»Genau, die kennen wir.«

»Die hat sich verändert.«

»Tatsächlich?« Die Bobbies grinsten. »Wie hat sie sich denn verändert, mein Junge?«

»Sie war nicht mehr aus Stein!«

»Ach!« staunten beide. »Nicht mehr aus Stein. Hat man sie mit Holz verkleidet?«

Er schüttelte den Kopf. »Sie verstehen mich falsch, Officer. Die Statue lebte.«

Die Bobbies schauten sich an. Einen Kommentar gaben sie erst nach einigen Sekunden.

»Hauch mich mal an, mein Junge!« forderte der Größere von ihnen Abe Scorra auf.

Er fuhr durch sein wirres, dunkles Haar. »Ich… ich habe nicht getrunken.«

»Hauch uns trotzdem an.«

Abe Scorra konnte sich nicht weigern. Er wollte es auch nicht. Nur empfand er die Prozedur als unangenehm. Er hauchte die beiden Beamten an. Die hielten sich trotz des Mundgeruchs tapfer, verzogen die Gesichter, schnüffelten, nickten sich zu und erklärten wie aus einem Munde: »Tatsächlich – nichts.«

»Sagte ich doch!«

Der größere Bobby rieb sein Kinn. »Wie war das noch mit deiner komischen Statue?«

»Die lebte.«
»Aha.«
»Kannst du uns das zeigen?« fragte der zweite.
»Klar. Wir brauchen nur hinzugehen. Aber Sie müssen achtgeben. Die ist gefährlich.«
»Das ist ein Liebesgott«, amüsierten sich die Beamten.
»Na und? Der verschießt echte Pfeile. Meine Freundin hat er getroffen.«
»War das sein Liebespfeil oder deiner?« Der Bobby konnte nicht mehr. Auch sein Kollege platzte heraus, doch Abe Scorra blieb ernst.
Er konnte über die Bemerkungen nicht einmal schmunzeln.
»Sie müssen mir glauben. Ich bin nicht betrunken und auch nicht geisteskrank.«
Er wurde schief angeschaut. »Das eine glauben wir dir. Bei dem anderen sind wir uns nicht so sicher.«
»Ach – Sie meinen, daß ich geisteskrank bin?«
»Wir sind uns nicht sicher.«
Scorra schaute zu Boden. Er wußte, daß er gegen die beiden nicht ankam. Außerdem lag einiges hinter ihm, das er so einfach nicht vergessen konnte. Er hätte gern mit jemand über das Problem gesprochen. Die Bobbies waren nicht die richtigen Partner. Sie hätten ihn nur ausgelacht. Deshalb mußte er ihnen beweisen, daß mit der Statue einiges nicht stimmte. Den Grund für diese Veränderung konnte er nicht nennen. Auch bei genauem Nachdenken kam er nicht dahinter. Es war einfach verrückt. Eine Tatsache, daß eine Statue lebendig wurde, Pfeile abschoß und sich plötzlich zeigte wie ein Teufel, das konnte man keinem normalen Menschen erklären.
Die Polizisten rahmten Abe Scorra ein, als sie den Weg zurückgingen. Es war relativ weit. Bevor der junge Mann erschöpft zu Boden gefallen war, hatte er fast die gesamte Breite des Parks durchquert. Und die Statue befand sich ziemlich am Eingang.
Als sie die Stelle fast erreicht hatten und Abe bereits die Hecke sah, hätte hinter ihr die Statue hervorwachsen müssen. Er sah sie nicht. Zunächst schob er diese Tatsache der Dunkelheit in die Schuhe. Dann lief er schneller, sprang auf die Bank und schaute über die Hecke.
Den Sockel sah er, die Statue nicht.
Auch die beiden Bobbies waren angekommen. Mit der rechten Hand deutete der junge Mann über die Hecke hinweg. »Da, sehen Sie. Da hat sie auf dem Sockel gestanden. Jetzt ist er leer.«
Willy überlegte. Mit der Daumenkuppe schabte er über den Nasenrücken. »Wenn du mich fragst, ich bin der festen Überzeugung, daß hier eine Statue gestanden hat.«
»Ja, ich auch.«
»Und jetzt ist sie weg.«

»Einfach so.«
»Ich habe Ihnen doch gesagt, daß sie lebte«, flüsterte Abe. »Sie ist vom Sockel gestiegen, nachdem sie einen Pfeil abgefeuert hat, der meine Freundin traf.«
»Hör auf damit!« erwiderte Willy gefährlich leise. »Ich glaube dir kein Wort.«
»Das ist mir egal. Jedenfalls ist die Statue verschwunden.«
»Hast du sie mitgenommen?«
Abe Scorra lachte. »Wie käme ich dazu? Nein, die ist von allein gegangen.«
»Von allein?« Willy nickte. »Und deine Freundin ist auch von allein gegangen – oder?«
»Ja. Ich weiß allerdings nicht, wohin.« Er drehte sich und wies zu Boden. »Da hat sie gelegen, Officer. Der Pfeil steckte in ihrem Rücken. Sie hätte tot sein müssen, aber sie war es nicht. Sie stand plötzlich wieder auf und ging davon.«
»Als Tote?«
»Nein, als Lebende.«
Willys Kollege lachte. »Ich bin überzeugt, daß du uns verarschen willst, mein Junge. Wir werden zunächst mal deine Personalien aufnehmen, mein Junge, dich dann ins Revier bringen und…«
»Schon gut, das können Sie sich sparen. Gegen mich liegt nichts vor.« Abe griff in die Innentasche seiner Jacke und holte seine Papiere. Die Bobbies lasen die Angaben im Licht einer Taschenlampe.
»Von Beruf bin ich Monteur«, erklärte Abe. »Ich repariere Fotokopiergeräte und auch kleinere Computer.«
»Du kannst uns trotzdem begleiten. Wir werden deine Personalien im Wagen überprüfen.«
»Meinetwegen.«. Abe warf einen letzten Blick auf den leeren Sockel und stellte sich die bange Frage, was mit der Statue geschehen war, nachdem sie Sina durch einen Pfeilschuß erwischt hatte. Und auch von seiner Freundin hatte er nichts mehr gehört.
Abe Scorra hatte das Gefühl, mit dem Hals in einer Würgeschlinge zu stecken, die sich immer mehr zuzog…

***

Im Bruchteil einer Sekunde glaubte ich daran, mein Ende sei gekommen. Es war mir nicht gelungen, dem Pfeil auszuweichen. Ich bekam den Schlag gegen die Brust voll mit, stand da wie festgefroren und wartete auf den Schmerz, der meinen Oberkörper zerreißen mußte.
Der trat nicht ein.
Statt dessen hörte ich das Zischen, sah den roten Nebel in Brusthöhe aufquellen, hörte das Zischen und konnte zuschauen, wie die Funken

blitzten.

Da wußte ich Bescheid!

Der Pfeil, der mich genau in der Brustmitte erwischt hätte, war perfekt gezielt worden. Nur hing dort mein geweihtes Silberkreuz, und dieses Metall hatte den Pfeil aufgefangen.

Nicht nur das. Er war mit der Weißen Magie des Kreuzes in Berührung gekommen. Deren Stärke hatte ihn aufgelöst.

Die kleine Mischung vor mir aus Amor und Teufel starrte mich böse an. Ich war zur Seite gesprungen, weil ich nicht durch die Nebelfetzen schauen konnte.

Dafür sah ich ihn.

Er war überrascht. Die Hörner auf seiner etwas breiten Stirn glühten ebenfalls. Aus seinem Mund drang ein tiefes Ächzen, als könnte er mit der neuen Tatsache nicht fertig werden. Der Bogen war für seine Gestalt eigentlich zu groß. Auf seinem Rücken befand sich noch ein Köcher. Aus ihm schauten die Schäfte der anderen Pfeile.

Noch legte er keinen weiteren Pfeil auf. Die Irritation blieb. Bestimmt dachte er darüber nach, wie es möglich war, daß ich trotz seines gezielten Schusses überlebt hatte.

Ich mußte ihn packen. Meine Hand flog zur Beretta. Die Bewegung machte ihn mißtrauisch. Bevor ich die Waffe noch gezogen hatte, bewegte er seine Flügel und stieg auf.

Der kleine, teuflische Amor war verdammt schnell. Mit einem Schuß hätte ich ihn nicht mehr erwischen können, denn er flog bereits so hoch, daß ihn Baumkronen schützten.

Mein Mißtrauen war berechtigt gewesen. Unsere Gegner hatten es auf die Familie Conolly abgesehen. Ich fragte mich, ob sich dieser teuflische Liebesgott schon im Haus umgesehen hatte oder nicht.

Ungefähr die Hälfte der Strecke lag hinter mir. Den letzten Teil würde ich nicht so schnell überwinden können wie den ersten, weil ich damit rechnen mußte, daß sich dieser verdammte Amor irgendwo verborgen hielt und nur auf mich lauerte.

Ich ging nicht in Deckung und setzte meinen Weg fort. Diesmal lief ich geduckt, suchte den Schatten, der dick wie Teer zwischen den einzelnen Lichtinseln lag. Bill hatte bei seiner überstürzten Fahrt die Außenbeleuchtung brennen lassen.

Für mich ein Nachteil. Den Weg hatte ich längst verlassen. Meine Füße liefen über weichen Rasen. Ich passierte die hellen Steine, einen kleinen Brunnen, ich glitt an Heckenzweigen vorbei und schaute mich stets nach allen Seiten um, wobei ich auch nicht vergaß, in den dunklen Himmel zu sehen. Ein fliegender Gegner war mir in gewissen Dingen immer über.

Der teuflische Amor hielt sich zurück. Des öfteren kroch eine Gänsehaut über meinen Rücken, wenn ich daran dachte, daß sich

dieser kleine Satan lautlos über mir bewegen und seinen Pfeil abschießen konnte, ohne daß ich es merkte.

Nicht mehr weit vom Haus entfernt blieb ich stehen. Das Kreuz hatte ich in die Tasche gesteckt. Ich sah die Breite des Bungalows vor mir und auch die Lichtfülle vor der Haustür, da die Außenbeleuchtung brannte. Nur von Johnny oder Nadine entdeckte ich nichts. Die beiden blieben ebenso unsichtbar wie der teuflische Amor.

Die letzten Minuten hatten mich angestrengt. Ich wischte mir das Gesicht mit dem Taschentuch trocken. Daß ich ins Haus mußte, war klar. Ich schätzte diesen kleinen Amor so brutal ein, daß er selbst auf ein Kind keine Rücksicht nahm.

Wo steckte er?

Eine halbe Minute war verstrichen. Nur die Zweige bewegten sich im Wind. Ansonsten wirkte der Garten wie erstarrt, wobei ich mich ebenfalls dazu zählte.

Ich löste mich aus dem Schutz. Gut zehn Schritte waren es noch bis zur Haustür. Ich hielt mich rechts von ihr und dem dorthin führenden Weg auf. Parallel zu ihm huschte ich auf die Tür zu.

Es war vielleicht der Instinkt, der mich dazu getrieben hatte, den Blick zu erheben, und es war gleichzeitig mein Glück, denn der kleine Teufel stand über der Haustür auf dem Dach. In einer Haltung, die darauf hindeutete, daß ein zweiter Pfeil auflag.

Er schoß.

Schräg fauchte der Pfeil heran und war kaum von der Sehne geschnellt, als er eine dunkelrote Farbe annahm.

Auch diesmal hätte er mich erwischt, aber ich war schneller, sprang zur Seite und wartete darauf, daß der Pfeil in zwei Schritten Entfernung links von mir in den Boden drang.

Leider geschah das nicht.

Ich mußte auf ihn wirken wie ein Magnet, denn er drehte plötzlich ab und folgte mir. Über die Zweige eines tulpenartig wachsenden Strauchs huschte er hinweg, um mich aufs Korn zu nehmen.

Mit einer Kugel konnte ich da nicht viel ausrichten, ich mußte das Kreuz nehmen und gratulierte mir dazu, daß es in der Tasche steckte, aus der ich es gedankenschnell hervorholte.

Wieder kam es auf Sekunden an. Ich ging volles Risiko ein, als ich mich in die Flugbahn des Pfeils stellte, allerdings das Kreuz in der vorgestreckten Hand haltend.

Diesmal bekam ich den Vorgang voll mit. Der Pfeil wich nicht aus, er nahm den direkten Kurs, und geriet in die magische Aura, die plötzlich da war.

Eine Schranke aus Licht, in die der Pfeil hineinjagte und dabei innerhalb kürzester Zeit sprühend verglühte.

Wieder war ich Sieger geblieben.

Über den Strauch schaute ich hoch zum Hausdach, wo sich der teuflische Amor aufhalten mußte.

Er hatte es vorgezogen, den Platz zu wechseln. Wo er sich jetzt befand, entdeckte ich leider nicht.

Der zweite Schuß aber hatte mir gezeigt, daß Amor nicht gewillt war, aufzugeben. Ausgerechnet er, den die alten Römer als den Gott der Liebe gekürt hatten.

Aus ihm war ein Todesgott geworden. Vielleicht durch die Hilfe des Teufels, denn die äußeren Merkmale wiesen tatsächlich darauf hin. Von ihm war nichts mehr zu sehen.

Ich wollte auch die letzte Strecke so schnell wie möglich hinter mich bringen und huschte geduckt auf das Haus zu. Zweimal schaute ich dabei zurück, weil ich auf keinen Fall einen Schuß in den Rücken abbekommen wollte.

Amor hielt sich zurück. Ich erreichte ohne Schwierigkeiten die Tür und klingelte.

Wenn Johnny noch auf den Beinen wahr, mußte er mich hören.

Auch Nadine würde reagieren.

Niemand kam, um zu öffnen.

Ich holte den Schlüssel hervor und hatte kaum das Schloß berührt, als ich im Innern des Hauses die wilden Schreie hörte…

***

Bill Conolly saß auf der Wartebank, obwohl er am liebsten in den OP gerannt wäre, um seiner Frau zu helfen. Er konnte sich nicht daran erinnern, sich in letzter Zeit so schlecht gefühlt zu haben wie in diesen langen Minuten.

Sheilas Leben hing an einem seidenen Faden. Das wußte er, das hatten ihm die Ärzte mit aller Deutlichkeit auf seine entsprechenden Fragen hin erklärt.

Es kam eben darauf an, welch eine Konstitution sie besaß. Sheila hatte zu den Menschen gehört, die eigentlich gesund lebten. Nicht übermäßig getrunken, nicht geraucht, die Konstitution mußte gut sein. Darauf hoffte Bill.

Er hatte zwischendurch geweint, dann geflucht und Gespräche mit sich geführt. Nicht allein die Angst um Sheilas Leben bedrückte ihn, auch die Unwissenheit darüber, wer es gewagt hatte, seine Frau so grausam zu verletzen.

Wem war sie auf die Zehen getreten? Sie hatte sich mit Freundinnen getroffen, um ins Theater zu gehen und anschließend noch ein Stündchen gemeinsam zu reden.

Nichts Außergewöhnliches, da fiel niemand aus dem Rahmen. Sie war zurückgekehrt, und trotzdem war es passiert. Der oder die Mörder mußten auf sie gelauert haben.

Weshalb auf Sheila? Warum hatte sich der Täter keine andere Person ausgesucht? Zufall oder nicht?

Bill wollte daran nicht glauben. Er ging vielmehr davon aus, daß es sich dabei um eine dämonische Verschwörung handelte. Dämonen sowie der Teufel gehörten nun mal zu seinen Feinden.

An der Wand hing eine Normaluhr. Bill schaute sehr oft auf den Zeiger, wenn er sich bewegte. Die Ärzte hatten ihm keine Zeit gesagt, aber sie und Sheila befanden sich mittlerweile schon über eine Stunde in dem OP-Raum.

Ein schlechtes Zeichen?

Bill konnte nicht mehr sitzenbleiben. Er stand auf, stieß die Hände in die Hosentaschen und stapfte los. Fünf Schritte vor, fünf Schritte zurück.

Eine Schwester kam. Sofort sprach Bill sie an. »Wissen Sie, was mit meiner Frau ist?«

Die zierliche Person mit den Mandelaugen hob die Schultern.

»Tut mir leid, Sir, ich weiß nicht. Aber soll ich…?«

Bill winkte ab. »Schon gut, danke.«

Die Schwester ging hin und warf einige leere Tüten in den neben der Bank stehenden Papierkorb. Mit einem Nicken verabschiedete sie sich bei dem Reporter.

Wieder blieb Bill allein zurück. Abermals umgab ihn diese belastende Stille. Sie drückte auf sein Gemüt, sie war wie eine Wand, die ihn allmählich zu erdrücken schien.

Er nahm Platz. Dann überlegte er, ob er bei sich zu Hause anrufen sollte. John war sicherlich schon da. Leider stand kein Telefon in der Nähe. Das nächste zu suchen, traute sich Bill nicht. Es konnte ja sein, daß gerade in der Zeit, wo er nicht da war, der Arzt kam, um ihm von der Operation zu berichten.

Die Zeit verrann. Bill hatte das Gefühl, als würde sie mit ihm spielen, bewußt langsamer fließen, um ihn zu foltern. Längst war der neue Tag angebrochen, kaum ein Geräusch durchbrach die Stille.

Bill sprang hoch, als die Tür aufgestoßen wurde. Ja, es war der Arzt. Er trug noch die Kleidung, die er auch im OP anhatte. Die Haube auf dem Kopf, den grünen Kittel. Nur seine Hände lagen frei, und auch den Mundschutz hatte er abgenommen.

»Doktor!« keuchte Bill. »Meine Frau… lebt sie? Was ist mit ihr? So sagen Sie doch etwas…« Bill wollte weitersprechen, doch seine Stimme versagte.

»Setzen Sie sich erst mal hin.«

Wie in Trance ließ sich Bill auf die Bank fallen. Der Arzt nahm neben ihm Platz. Er war ein noch junger Mann, dunkelhaarig, mit Bartschatten auf den Wangen. Er wirkte ausgelaugt, ein sehr hartes Stück Arbeit lag hinter ihm.

»Lebt sie?«
Der Mann neben Bill nickte. Sehr bedächtig, als wäre er sich nicht so sicher.
»Und?«
Der Mediziner holte tief Luft. »Was jetzt geschieht, Mr. Conolly, liegt nicht mehr in unserer Hand. Wir haben getan, was wir konnten. Ob es reicht, wage ich nicht zu beurteilen.«
»Moment, dann…«
»Ja, Mr. Conolly. Das Leben Ihrer Frau steht auf der Kippe. So muß ich es Ihnen leider sagen.«
»Wie sind die Chancen?«
»Das ist schlecht zu…«
»Bitte.«
»Also gut. Aber nehmen Sie mich nicht beim Wort. Ihre Überlebenschancen liegen bei vierzig Prozent. Sie hat sehr viel Blut verloren, fast zuviel. Es ist selbst für uns Mediziner überraschend, daß sie noch lebt, davon müssen Sie ausgehen, Mr. Conolly. Beten Sie, machen Sie, was Sie wollen, wir haben alles getan. Der Rest liegt nicht mehr in unserer Hand.«
Bill nickte. »Verstehe«, erwiderte er tonlos. »Ja, ich verstehe Sie sehr gut, Doc.«
Der Arzt wischte über seine Stirn. »Jetzt wünsche ich mir ein Bett. Es waren verdammt harte Stunden.«
»Wann kann ich Sheila denn sehen? Ich… ich möchte auch mit ihr reden. Sie verstehen?«
»Das ist unmöglich. Sie kann nicht sprechen. Sie liegt in tiefer Bewußtlosigkeit. Unsere Apparate erhalten sie praktisch am Leben. Sie wird Tag und Nacht auf einem Einzelzimmer in der Intensivstation überwacht. Nein, Mr. Conolly, vorerst können Sie Ihre Frau nicht besuchen.«
»Verstehe.« Bill nickte. »Hören Sie! Es gibt ja auch so etwas wie eine Krise bei frisch Operierten. Wann, so schätzen Sie, wird die einsetzen?«
»Das kann man so genau nicht sagen.«
»Aber Sie haben doch Erfahrungswerte.«
»Schon.« Der Arzt räusperte sich. »Ich würde sagen, die Krisis kommt in einem halben Tag. Wenn Ihre Frau die überstanden hat, können Sie sich Hoffnungen machen. Es hilft auch nicht, wenn Sie hier auf der Bank sitzenbleiben. Gehen Sie nach Hause. Helfen können Sie nicht. Sie haben doch sicherlich Familie.«
»Das schon, einen Sohn.«
»Na bitte.«
Bill schüttelte den Kopf. »Nein, ich bleibe noch. Wenigstens bis zum Vormittag. Zu Hause würde mir nur die Decke auf den Kopf fallen.«

»Sie müssen es wissen.« Der Arzt erhob sich, auch Bill stand auf und reichte dem Doktor die Hand.

»Vielen Dank für Ihre Mühe«, sagte er. »Ich…«

Der Mediziner lächelte. »Ach, Mr. Conolly, es ist so. Auch wenn wir manchmal ein schlechtes Image haben, so freut es uns doch immer wieder, wenn wir es schaffen, ein Menschenleben zu retten. Wir tun wirklich alles. Ich drücke Ihrer Frau die Daumen.«

»Danke.« Bill sprach mit kaum verständlicher Stimme. Er schaute dem Arzt nach, wie er die Tür aufstieß und müde den Gang hinabging. Dieser Mensch und auch seine Kollegen hatten ihr Bestes gegeben, das wußte der Reporter. Nun konnte er nur darauf hoffen, daß der Herrgott ein Einsehen mit seiner Frau hatte.

Dem Krankenhaus war eine Kapelle angegliedert. Als Bill sie betrat, war er der einzige Besucher.

Er ging nicht vor bis zum Altar, sondern bewegte sich auf die Seite zu, wo Kerzen standen. Eine davon zündete er an, kniete nieder, schaute in die Flamme und faltete die Hände…

***

Johnny schaute auf das Messer. Sina Evans hielt es in der rechten Hand. Sie stand leicht gebückt und auch etwas versetzt vor dem Jungen. Den Arm mit der Waffe hatte sie halb erhoben und wirkte so, als wollte sie jeden Augenblick zustoßen.

Johnny ging zurück. Er merkte es kaum. Nach einem Schritt erreichte ihn der Befehl.

»Bleib stehen!«

Der Junge gehorchte.

Sina grinste wieder. »Das Messer«, flüsterte sie. »Es ist wichtig. Mit ihm räume ich die Liebe aus. Der Teufel will, daß es unter den Menschen keine Liebe mehr gibt. Wir sind dabei, den Anfang zu machen. Der Beginn eines großen Planes.«

Johnny konnte nicht reden. Die Situation hatte sich zu stark verändert. Sie war von einer Sekunde zur anderen regelrecht gekippt. Die harmlose Krankenschwester hatte sich als mordgierige Teufelin entpuppt. Allmählich jedoch kam ihm zu Bewußtsein, was ihm die Frau noch erklärt hatte. Es war um seine Mutter gegangen, die im Sterben lag. Wenn es stimmte, hatte diese Person vor ihm seine Mutter mit dem Messer angegriffen.

Johnny wurde beinahe übel. Die Weichheit in den Knien blieb, sein Blick verlor die Schärfe. Er sah alles anders, wie eingepackt in einen Nebel, der sich drehte.

Im Zentrum des Nebels stand die junge Frau mit dem Messer.

Ihre Augen waren dabei sich zu verändern. Sie behielten zwar ihre ursprüngliche Größe bei, doch in den Pupillen erschien etwas, vor

dem sich Johnny fürchtete. Zugleich konnte er sich nicht erklären, um was es sich handelte. Wahrscheinlich waren es kleine Figuren.

Teufel?

Sie sahen so aus, strahlten eine intensive Röte aus, die auch einen schwarzen Glanz bekommen hatte. Trotz seiner Jugend war Johnny nicht unerfahren. Er hatte erleben müssen, wie der Höllenherrscher ihn und seine Eltern angriff. Einige Male war Johnny nur im letzten Augenblick mit dem Leben davongekommen. In letzter Zeit hatte die Familie relativ ruhig leben können, das war nun vorbei.

Vor ihm stand eine Person, die töten wollte, weil sie einen höllischen Auftrag erhalten hatte. Von Liebe hatte sie gesprochen.

Der Teufel wollte sie ausrotten.

Johnny konnte in seinem Alter nicht über den Begriff Liebe philosophieren. Es gab wohl kaum jemand, der diesen Begriff je hätte erklären können. Die Liebe war einfach da, und sie war gleichzeitig dem Teufel ein Dorn im Auge.

Er wollte sie ausrotten und mußte irgendwo einen Anfang machen. Wer kam ihm da gelegener als die Familie Conolly, die zu seinen Feinden gehörte. Johnny liebte seine Eltern ebenso stark, wie die beiden sich selbst liebten. Es mußte dem Teufel Vergnügen bereiten, dieses Band brutal zu durchschneiden.

Bei seiner Mutter hatte das Mädchen bisher Pech gehabt. An Johnny aber würde sich Sina schadlos halten.

Sie schüttelte den Kopf, als hätte sie seine Gedanken zuvor lesen können. »Du entkommst mir nicht, Junge. Bei deiner Mutter habe ich Pech gehabt, aber dich werde ich…«

»Nein!« keuchte der Junge und streckte einen Arm vor. »Bitte, ich habe Ihnen nichts getan. Lassen Sie mich in Ruhe! Ich… ich will nicht sterben.«

Sie lachte ihn aus. »Wer will denn schon sterben? Auch ich wollte es nicht, aber mich traf der Pfeil. Da starb ich und lebte gleichzeitig. Es ist ein anderes Leben, wie du es führst. Ich weiß jetzt, für wen ich da bin. Der Teufel hat seinen Plan raffiniert eingefädelt. Ihm gehorchen viele, jetzt sogar der Gott Amor, den die alten Römer als Liebesgott angesehen haben.«

»Ach… ich weiß davon nichts.«

»Schade, du wirst auch nicht dazu kommen, es noch zu lernen. Wenn dein Vater zurückkehrt, wird er dich finden. Hier im Zimmer, und du wirst dich nicht mehr rühren, denn Tote…«

Da sprang Johnny zurück. Er war in den letzten Monaten gewachsen und zu einem kräftigen Jungen geworden. Zudem hatte er sich in langen Gesprächen mit seinem Vater unterhalten und von ihm erfahren, daß man sich wehren mußte.

Von der Theorie bis zur Praxis ist es ein weiter Sprung, wie auch

Johnny merkte.
Natürlich erinnerte er sich an die Worte seines Vaters, aber jetzt, wo diese Person mit dem Messer vor ihm stand, da bildete sich in seinem Kopf ein regelrechter Wirrwarr.
Er holte tief Luft. Vor seinen Augen verschwammen für einen Moment die Eindrücke. Er spürte Kopfschmerzen, wischte über die Augen, sah wieder klarer und erkannte, daß Sina Evans die Stellung verändert hatte. Sie stand jetzt rechts von ihm.
Johnny sprang zurück. Er wollte den Tisch zwischen sich und der Frau bringen. Sie lachte nur darüber, hatte mit einem Satz die Tischplatte erreicht, beugte sich dort vor und stieß sich ab.
Im Bogen sprang sie Johnny entgegen. Jetzt beschrieb ihre Messerhand den halben Kreis, um Johnny zu töten.
Er war plötzlich wie erstarrt, sah nur noch das Gesicht mit den veränderten Augen, das Messer, hörte die Klingel im Unterbewußtsein und dachte an nichts mehr.
Sekunden dehnten sich zu einer grausamen Länge, und in diese Zeitspanne hinein huschte in den Schattenbereich des Zimmers phantomgleich eine gestreckte Gestalt. Nadine, die Wölfin!

***

Sie hatte sich bewußt versteckt gehalten, denn es wäre fatal gewesen, hätte die Täterin sie entdeckt. Und sie hatte die Anwesenheit der Wölfin auch nicht gespürt.
Das zahlte sich nun aus.
Nadine war schnell. Ein Wolfskörper voller Kraft und Geschmeidigkeit, auch in der Lage, wuchtig zu springen und zielsicher zu sein. Im letzten Augenblick schob sie sich zwischen den Jungen und die herabsausende Klinge, die nicht mehr gestoppt werden konnte.
Die Ereignisse überschlugen sich. Johnnys Sichtfeld wurde von dem Wolfskörper verdeckt. Im nächsten Moment sah er die blanke Klinge nicht mehr, weil sie im Fell des Tieres verschwunden war, das mit Sina Evans zusammenprallte.
Johnny fiel zurück in einen Sessel. Der Junge schrie, auch die Täterin brüllte haßerfüllt und wütend auf. Sie sah ihre Felle fortschwimmen, die fürchterliche Tat war anders abgelaufen, als sie es sich vorgestellt hatte, und der schwere Körper des Tieres drückte sie dem Boden entgegen.
Sina Evans konnte sich nicht mehr halten, obwohl sie die Beine angezogen hatte und versuchte, den schweren Körper wegzustemmen. Es gelang ihr nur, die Waffe aus dem Fell zu ziehen. Einen zweiten Stoß schaffte sie nicht, denn Nadine lag auf ihrem rechten Arm und nagelte ihn praktisch fest.

Blut aus dem Fell tropfte auf Sina. Ihr Gesicht war verzerrt. Sie spürte Furcht in sich, denn der Kopf der Wölfin bewegte sich hektisch.

Damit auch die Schnauze.

Sie stand offen, bereit zum Beißen, aber Sina konnte sich unter dem Körper hinwegwinden, kroch fort und sprang auf die Füße.

Nadine lag am Boden. Auch sie wollte hoch, aber da war die tiefe Wunde, die sie daran hinderte. Nur mühsam kam sie auf ihre Läufe, blieb zitternd stehen und sackte wieder zusammen.

Johnny saß noch im Sessel. Auch er hatte die Wunde und das Blut am Körper der Wölfin gesehen. Sein Herz schlug schneller, obwohl er das Gefühl hatte, ein Ring würde seine Brust allmählich zusammenpressen, Der Horror nahm kein Ende, er war nur hinausgezögert worden.

Sina freute sich. Sie lachte geifernd. Mit der Rechten umschloß sie den Griff der Klinge, die Linke bewegte sie. Mal bildete die Hand eine Faust, mal war sie offen.

»Ihr habt keine Chance!« keuchte sie. »Überhaupt nicht. Wenn der Teufel sich einmal vorgenommen hat, die Liebe zu besiegen, so wird er das auch schaffen!« Ihr Blick richtete sich auf Johnny Conolly.

»Dich, mein Junge, werde ich zuerst ins Jenseits schicken.«

»Das glaube ich nicht!« meldete sich von der offenen Wohnzimmertür her eine scharfe Stimme. Gleichzeitig trat der Mann vor und in den Raum hinein. »Weg mit dem Messer!«

***

Ich hatte alles unter Kontrolle. Wenigstens blickmäßig. Meine Position war strategisch günstig. Ich hatte mir Zeit gelassen und auch mitbekommen, welch schlimme Motive diese noch junge Person leiteten. Das Mädchen war bestimmt erst zwanzig und stand dabei so ungemein stark unter dem Einfluß des Satans. Kaum glaubhaft.

Ich mußte auf sie gewirkt haben wie eine kalte Dusche. Vorsichtig drehte sie den Kopf, sah mich, und ihre Lippen verzogen sich zu einem harten Lächeln.

»Was willst du?«

»Mit dir abrechnen!«

Sie lachte mich hart an. »Und du glaubst wirklich, daß du so etwas schaffst?«

»Sicher!«

Ich ging noch einen Schritt vor. Jetzt erst kam Johnny zu Bewußtsein, wer das Wohnzimmer betreten hatte. »Onkel John!« keuchte er, »lieber Himmel, Onkel John…«

Ich lächelte knapp, sprach ihn an, ohne allerdings die Frau aus den Augen zu lassen. »Okay, Johnny, es ist alles okay. Du brauchst dir keine Sorgen zu machen.«

»Aber sie ist…«
»Ich habe keine Furcht. Wie heißt du?« fuhr ich die junge Frau an.
»Sina Evans.«
»Gut, Sina. Ich habe dir vorhin gesagt, daß du das Messer wegwerfen sollst. Du hast es nicht getan. Weg damit!«
Sie gab sich überlegen. »Und wenn ich es nicht mache?«
»Werde ich schießen!«
»Du willst…« Sie bog den Kopf zurück und mußte wieder lachen.
»Nein, das ist nicht dein Ernst. Natürlich kannst du schießen, aber du wirst keinen Erfolg haben. Ich stehe unter dem Schutz des Teufels. Er hat mir versprochen, daß ich nicht durch diese Dinge sterben kann. Was ist schon eine Kugel gegen die Macht meines Beschützers?«
»Das stimmt«, gab ich zu.
»Na bitte. Was willst du noch hier?«
»Es gibt auch Silberkugeln, die geweiht sind. Und es gibt Waffen, die an sich keine sind, aber für schwarzmagische Geschöpfe können sie tödlich sein. Zum Beispiel, ein Kreuz.«
Bei dem letzten Wort hatte ich meinen silbernen Talisman hervorgeholt und zeigte ihn offen.
Sina Evans reagierte. Sie sah das Kreuz und mußte plötzlich von schrecklichen Erinnerungen überfallen werden, denn in ihrem Gesicht verschoben sich die Muskeln.
Den Anschein hatte es tatsächlich. Zuerst bewegten sich die Mundwinkel, danach die Wangen, dann die Stirn, auf der eine starke Blässe entstand.
Mich aber interessierten ihre Augen. In ihnen hatte ich die Abbilder dieser kleinen Amorfigur gesehen, dieses brandgefährlichen Miniteufels, dessen Grausamkeit sich auch übertrug. Nur sein Geist und seine Kraft hatten es ermöglicht, die Befehle des Teufels auszuführen und dafür zu sorgen, daß die Liebe stirbt.
Ich ließ die noch junge Person nicht aus den Augen, als ich auf sie zuschritt. Das Kreuz irritierte sie sehr. Sie zeigte Schwäche, fuhr mit den Fingern über das Gesicht, hinterließ auf der jetzt blaß gewordenen Haut helle Streifen.
Nicht ihre Augen bewegten sich, sondern das, was sich in den Pupillen befand.
Es waren die beiden Teufel, diese grausamen Wesen, einstmals als Amorfiguren erfunden, jetzt mit Hörnern versehen und auch bewaffnet. Sina Evans schritt weiter zurück. Sie besaß kaum noch Platz, um ausweichen zu können. Irgendwann würde sie mit dem Rücken gegen die Wand stoßen, dann war es aus, dann hatte ich sie.
»Gib auf, Mädchen«, sagte ich. »Wirf das Messer weg! Vielleicht können wir vernünftig reden!«
Sie tat es nicht. Statt dessen streckte sich ihr Körper. Es sah aus, als

wollte sie in die Höhe springen, aber sie stellte sich zunächst nur auf die Zehenspitzen.

Aus ihrem Mund drang ein Ächzen. Ich bekam den Eindruck, als würde ihr Körper wachsen, ob sie auf der Stelle stand, einfach in die Länge gezogen.

Sina schrie.

Dabei ließ sie das Messer fallen. Es kippte nach vorn und blieb mit der Spitze im Teppich stecken.

Ich kam noch näher an sie heran. Sina mußte die Aura des Kreuzes spüren.

Wahrscheinlich war ich derjenige, der ihr so etwas wie den letzten Rest gab. In ihren Augen entstand ein regelrechter Wirbelsturm. Die kleinen Amorgestalten bewegten sich rasend schnell im Kreis und dabei in verschiedene Richtungen. So schafften sie es, die normalen Augen eines Menschen zu rotierenden, farbigen Rädern zu machen.

Ich sprang auf sie zu.

Genau da war es um sie geschehen. Sina Evans brach zusammen.

Sie fiel in meine Arme, das Kreuz berührte sie zwangsläufig, und sie bäumte sich noch einmal auf, bevor sie erschlaffte.

Ich stand unbeweglich und hatte auf einmal das Gefühl, eine Tote zu halten.

Ihr Kopf war nach hinten gesunken. Er lag über meinem Unterarm. Ich blickte in das Gesicht, vor allen Dingen in die starren Augen, die nicht mehr so aussahen, wie sie einmal gewesen waren.

In den Pupillen sah ich keine veränderten Amorgestalten mehr.

Die Pupillen waren überhaupt nicht vorhanden.

Zunächst dachte ich an einen Irrtum, bis ich feststellte, daß es tatsächlich stimmte. Es gab sie nicht mehr. Was einst die Netzhaut und auch die Pupillen gebildet hatte, lag als flache, glatte, hellbraune Fläche vor mir, ohne Leben, ohne Bewegung. Nicht einmal ein Zittern war zu erkennen. Ich schaute in ein totes Augenpaar.

Mit der leblosen Gestalt drehte ich mich herum und bettete Sina auf die Couch.

Johnny saß nicht mehr im Sessel. Er kniete neben der verletzten Wölfin, streichelte sie und hatte schon saubere Tücher gegen die Stichwunde gedrückt.

Ich kontrollierte Herz- und Pulsschlag. Da gab es nichts mehr zu kontrollieren. Der Teufel hatte seine Dienerin nicht beschützt und ihr das Leben genommen.

Vor Zorn und Wut ballte ich die Hand. Es war schlimm, so etwas erleben zu müssen, aber es führte auch kein Weg daran vorbei. Man mußte sich den Tatsachen stellen, ob man wollte oder nicht.

Ich stand wieder auf. Johnny hörte meine Schritte und drehte den Kopf. Ich strich über sein Haar, als ich mich neben Nadine hinkniete.

Die Wölfin mit der menschlichen Seele lag auf der Seite. Ich schaute ihr in die Augen. Zeichnete sich darin tatsächlich der Schmerz ab, der durch ihren Körper tobte?

»Sie… sie hat mir das Leben gerettet, Onkel John!« flüsterte Johnny. »Du glaubst es nicht, aber …«

»Doch, ich habe es noch gesehen.«

Johnny nickte. Dann erkundigte er sich mit kaum hörbarer Stimme nach Sina Evans.

»Sie lebt nicht mehr.«

Der Junge erschrak heftig. »Hast du sie…?«

»Nein, es war ein anderer. Aber denke nicht mehr daran. Ich werde jetzt anrufen und die Kollegen bitten…«

»Auch einen Tierarzt, ja?«

»Natürlich.« Im Flur erledigte ich die beiden Anrufe. Die Kollegen der Mordkommission waren nicht begeistert, aber diese Dinge kannten sie schließlich von mir.

Auch der Tierarzt versprach, so rasch wie möglich zu kommen.

Ich zündete mir eine Zigarette an und blies den Rauch gegen einen Spiegel. »Onkel John, bist du noch da?«

»Natürlich.«

»Das wollte ich nur wissen.« Seine Antwort klang erleichert.

»Ich werde mich allerdings gleich draußen im Garten noch einmal umschauen. Wenn irgend etwas ist, rufe nach mir.«

»Das werde ich machen.«

Ich gab acht, als ich die Tür aufzog. Sina Evans lebte nicht mehr, bei dieser Amorgestalt konnte ich nicht so sicher sein. Ich ging zumindest davon aus, daß sie noch irgendwo in der Finsternis umherschwirrte. Sicherheitshalber zog ich meine Beretta. Wenn der Pfeil auf mich abgefeuert wurde, wollte ich ebenso schnell sein.

Es passierte nichts.

Der Garten lag ruhig und normal vor meinen Augen. Auch auf dem Hausdach konnte ich ihn nicht sehen. Vielleicht hatte der Teufel seinen Diener tatsächlich zurückgeholt. Mir sollte es recht sein.

Im Haus fand ich einen Ascher, drückte dort die Zigarette aus und schaute auf den noch immer eingeschalteten Monitor. Ich sah meinen Wagen vor der Zufahrt stehen. Er versperrte anderen Fahrzeugen den Weg. Da kamen der Tierarzt und die Kollegen von der Mordkommission nicht durch. Ich sagte Johnny Bescheid, daß ich den Rover wegfahren wollte. Vom Haus aus öffnete ich das Tor und lief wieder durch den Garten. Diesmal wurde ich nicht angegriffen.

Mit dem Rover kehrte ich zurück. Vor der Garage war noch genügend Platz für andere Fahrzeuge. Bill hatte da ziemlich großzügig gebaut, was sich immer mehr als Vorteil erwies.

Der Tierarzt kam zuerst. Er war schon älter, sah müde aus und

lächelte, als er Johnny sah. Bei der Wunde verging ihm das Lachen.

Da schüttelte er nur den Kopf. »Meine Güte«, sagte er rauh. »Etwas mehr nach links, und es hätte die Wölfin gegeben. Wer hat das nur getan?« Fragend schaute er mich an, und ich wies auf die Tote.

»Sie?«

»Ja.«

Er nickte. »Es ist gut. Mir steht es nicht zu, Fragen zu stellen, Mr. Sinclair. Ich weiß, wer Sie sind. Ich kümmere mich um meinen Job, das ist alles.« Er säuberte die Wunde, gab der Wölfin auch eine Spritze, dann bekam sie einen Verband. »Am besten wäre es ja, wenn wir sie in eine Tierklinik bringen würden…«

»Nein, nein!« rief Johnny dazwischen. »Nicht in ein Krankenhaus. Ich kann das auch, ich werde sie pflegen.«

»Hast du etwas gegen Krankenhäuser?«

Ich habe die Erklärung. »Seine Mutter liegt momentan im St. Stephan's Hospital.«

»Ach, so ist das.« Der Arzt schlug Johnny auf die Schulter. »Dann pflege mal deine Freundin, mein Lieber. Wenn etwas ist, du weißt, daß ich für euch immer zu erreichen bin.«

»Ja, Doc, das weiß ich. Was ist denn jetzt mit ihr? Wird sie auch wieder gesund werden?«

Der Doc zwinkerte seinem jungen Freund zu. »Bei deiner Pflege bestimmt, mein Guter.«

»Danke.«

»Ich bringe Sie noch hinaus«, sagte ich.

An der Tür sprach mich der Arzt noch einmal an. »Mr. Sinclair, das war wirklich knapp.«

»Ich weiß.«

Mit einem Guten-Morgen-Gruß verschwand er und stieg in seinen Volvo-Kombi.

Kaum war der Tierarzt verschwunden, traf die Mordkommission ein. Sie kamen mit drei Wagen. In einem wurde die Leiche abtransportiert, nachdem der Fotograf einige Aufnahmen gemacht hatte.

»Die Tote hat so komische Augen«, sagte er zu mir. »Was hat das zu bedeuten?«

»Ich weiß es nicht.«

Der Fotograf verschwand, ich hörte hinter mir das Lachen, als der Leiter der Mannschaft zu mir kam. »Sie wissen es nicht, Sinclair. Das können Sie ihm erzählen, mir nicht. Was geht denn wieder vor?«

»Da Sie mich kennen, werden Sie kaum erwarten können, daß ich Sie in diesen Fall einweihe.«

»Das habe ich mir fast gedacht. Aber die Drecksarbeit machen, dazu sind wir gut genug.«

Mein Ärger steigerte sich. »Verdammt noch mal, ich kann sie ja nicht

selbst wegschaffen!«

»Schon gut, schon gut. Regen Sie sich nicht auf! Seit wann sind Sie empfindlich?«

»Seit ich mir ziemlich dumme Fragen anhören muß.«

»Dann machen Sie mal Nachtschicht.«

»Keine Sorge, die kommt bei mir schon nicht zu kurz.«

Er hob die Schultern und kümmerte sich wieder um seine Mannschaft. Die Tote war bereits abtransportiert worden. Für die Männer der Mordkommission gab es nichts mehr zu tun. Ich war froh, als ich die Heckenleuchten der Wagen in der Dunkelheit verglühen sah.

Mit schweren Schritten ging ich wieder zurück ins Haus, wo Johnny auf mich wartete. Die Wölfin sah ich nicht.

»Wo steckt Nadine?«

»Sie wollte in mein Zimmer.« Ich staunte. »In dem Zustand?«

»Ja, sie schleppte sich hin. Ich habe ihr geholfen.«

Das mußte ich sehen. In Johnnys Zimmer brannte Licht. Nadine lag neben dem Bett, ihrem Lieblingsplatz. Ich hatte Angst vor einem Aufbrechen der Wunde. Das war glücklicherweise nicht der Fall.

Das Tier hielt die Augen geschlossen und schlief. Sicherlich würde Nadine wieder gesund werden. Johnny brachte mich durch seine Bemerkung darauf, daß es noch andere Probleme gab. »Wie es Mummy wohl geht?« flüsterte er mit zitternder Stimme. »Diese Frau hat mir erzählt, daß sie es gewesen ist, die meine Mutter mit dem Messer überfallen hat.«

»Ja, das habe ich mir gedacht.«

»Aber weshalb? Nur weil sie die Liebe auslöschen will?«

Ich hob die Schultern. »Irgendwo muß der Teufel anfangen. Da er nicht gerade gut auf euch zu sprechen ist, hat er bei euch eben den Anfang gemacht. So kann ich mir die Sache erklären. Er will auch nicht, daß es Statuen der Liebe gibt, wie eben diesen Amor. Er hat es geschafft und ihn umfunktioniert.«

Johnny überlegte. »Bei uns hatte er ja keinen Erfolg – oder?«

»Nicht so, wie er es sich vorstellte.«

»Wird er es dann woanders oder noch einmal versuchen?«

»Mit beidem müssen wir leider rechnen, Johnny. Du bist inzwischen auch älter geworden, deshalb will ich dir reinen Wein einschenken. Wir können davon ausgehen, daß der Teufel nicht lockerläßt. So leid es mir tut, dir dies sagen zu müssen.«

»Ich… ich habe Angst davor.«

»Ich auch, mein Junge, ich auch.«

Müde strich ich über das Gesicht. Auch mir bereitete es große Sorge, noch nichts von Bill gehört zu haben. So lange konnte die Operation doch nicht dauern.

Der Junge verfolgte den gleichen Gedankengang wie ich. »Willst du nicht mal anrufen?«
»Das hatte ich vor.«
Es schien eine Gedankenübertragung zu sein. Meine Hand berührte bereits den Hörer, als das Telefon anschlug. Bevor ich mich noch melden konnte, vernahm ich Bills Stimme.
»Ach, du bist da, John.«
»Natürlich. Was ist mit Sheila?«
Zunächst hörte ich nichts. So gut schauspielern konnte ich nicht, als daß Johnny nicht etwas bemerkt hätte. Er faßte mich hart an, ich hörte ihn schwer atmen und fragte mit rauher Stimme noch einmal nach. Diesmal gab Bill Antwort.
»Die Chancen stehen recht ungünstig, wie mir der Arzt erzählte. Sechzig Prozent gegen sie.«
»Ich verstehe.«
»Was hat Dad gesagt?« rief Johnny. »Bitte, Onkel Johny.«
»Gib ihn mir mal«, sagte Bill.
Ich reichte Johnny den Hörer. Der zitterte in seiner Hand. »Dad, Dad, was ist mit Mummy?«
Ich konnte nicht verstehen, welche Antwort Bill gab, er sprach zu leise. Dafür beobachtete ich Johnny. Ich konnte auch nicht glauben, daß Bill ihm die Wahrheit sagte und sollte recht behalten, denn das Gesicht des Jungen entspannte sich. »Dann hat Mummy es geschafft?«
Diesmal sprach Bill lauter. »Sie muß nur noch etwas länger im Krankenhaus bleiben.«
»Wird sie dann gesund?«
Die Antwort erfolgte prompt und beruhigte den Jungen. »Ja, mein Sohn, sie wird wieder gesund. Jetzt gib mir John! – Gute Nacht.«
»Wann kommst du zurück, Dad?«
»Das weiß ich noch nicht. Ich möchte mich zunächst um deine Mutter kümmern.«
»Gut, Dad, gut.« Johnny wischte über seine Augen, bevor er mir den Hörer reichte. »Ich bin es wieder, Bill.«
»Gesagt habe ich ihm nichts.«
»Das bekam ich mit.«
»Was ist mit euch?«
»Wir haben es überstanden. Es war gut, daß ich zu euch gefahren bin. Um ein Haar…«
»John, mach mich nicht wahnsinnig. Wer ist da gekommen? Was ist überhaupt los? Weißt du mehr?«
»Etwas.«
»Dann rede!«
Es hatte keinen Sinn, wenn ich Bill mit seinen Gdanken und Vermutungen allein ließ. Deshalb bekam er von mir reinen Wein

eingeschenkt und hörte aufmerksam zu. Nachdem ich den Bericht beendet hatte, drang sein Stöhnen durch die Leitung. »Verflucht noch mal, was hat das alles zu bedeuten? Weshalb gerade wir?«

»Der Teufel will die Liebe aus der Welt schaffen.«

»Wie bitte?«

»Dazu muß ich dir einiges erklären, Bill. Ich habe inzwischen Hintergrundinformationen bekommen, die sehr interessant sind. Asmodis hat einen raffinierten Umweg eingeschlagen. Er will die Dinge verändern, die von altersher für die Menschheit eine gewisse Bedeutung haben. Dazu gehört auch die Statue des Gottes Amor. Der Teufel hat es dank seiner Kraft und Magie geschafft, diesen Amor umzufunktionieren. Er hat einer Steinfigur Leben eingehaucht. Wenn Amor jetzt Pfeile verschießt, geschieht das nicht sinnbildlich, sondern echt. Und diese Pfeile sind mit der Magie des Teufels geweiht. So sehe ich die Sache nach Lage der Dinge.«

»Und das stimmt?«

»Bis zum Beweis des Gegenteils, muß ich es annehmen.«

Bill räusperte sich. »Da kann man wohl nichts machen«, sagte er leise. »Wir sind wieder ins Hintertreffen geraten. Rechnest du denn damit, daß Asmodis von seinem Plan Abstand nimmt?«

»Nein.«

»Er wird also weiterhin versuchen, die Liebe unter den Menschen auszurotten, um dem Bösen freien Lauf zu lassen.«

»Ja.«

»Das ist verdammt schlimm. Bei Sheila hat er es nicht geschafft, bei Johnny auch nicht. Wer bleibt noch übrig?«

»Du!«

Ich hörte Bill schlucken. »So etwas Ähnliches habe ich mir gedacht. John, ich bin völlig durcheinander. Die Sache mit Sheila macht mich fertig. Was soll ich tun?«

»Herkommen.«

»Nein, das kann ich nicht!«

»Sheila wird auch ohne dich wieder gesund. Es ist hart, was ich dir gesagt habe, aber sieh den Tatsachen ins Auge.«

»Ich kann das Krankenhaus nicht verlassen. Ich muß einfach wissen, was mit ihr…«

»Man wird dich anrufen.«

»Und wenn es zu spät ist?«

»Bill, sei kein Pessimist! Sheila wird es überstehen, glaub es mir.«

»Besonders groß sind ihre Überlebenschancen nicht.«

»Einer muß bei Johnny bleiben.«

»Wie wäre es denn mit Suko?«

»Klar, Bill, das ist eine Möglichkeit. Aber darüber werde ich in einigen Stunden mit ihm reden. Möglicherweise muß er mich auch bei

der Jagd auf diesen teuflischen Amor unterstützen. Diese Figur ist heimtückisch, hinterlistig und mordlüstern. Sie ist zu einer Ausgeburt an Grausamkeit geworden, kennt keinerlei Rücksicht.«

»Okay, John, wie lautet dein Vorschlag?«

»Komm zurück.«

»Dann ist Sheila allein. Ich rechne damit, daß der Anschlag auf sie wiederholt wird.«

»Bist du bei ihr?«

»Nein, aber…«

»Komm zurück. Du wirst hier gebraucht. Auch Suko und ich können uns um Sheila kümmern.«

»Aber ich bin ihr Mann.«

»Bitte, Bill.« Es kostete mich noch mehr Überredungskünste, um Bills Zustimmung zu erreichen. Ich hätte an seiner Stelle wahrscheinlich nicht anders gehandelt.

»Wartest du denn auf mich, John?«

»Natürlich.«

»Gut, ich frage noch einmal nach, dann setze ich mich in den Wagen und komme.«

»Mach das. Aber sei vorsichtig.«

»Ich muß ein Taxi haben.«

Das beruhigte mich. Als ich den Hörer auflegte, kam Johnny zu mir. Er war bei Nadine gewesen und erzählte mir, daß die Wölfin noch nicht erwacht war.

»Sie schläft sich gesund, wie deine Mutter.«

»Ich habe auch für Mum gebetet.«

»Das ist gut, mein Junge, das ist sehr gut.« Mit einer zarten Geste strich ich über sein Haar.

»Was hat Daddy denn gesagt?«

»Daß er kommt. Er nimmt sich ein Taxi und wird bald hier sein. Dann bleibt er bei dir.«

»Nicht bei Mum?«

»Mum braucht ihre Ruhe. Sie will auch schlafen, ebenso wie Nadine. Wir müssen sie lassen.«

»Wenn du das sagst.« Er senkte den Kopf und schaute zu Boden und wußte nicht mehr, was er noch fragen sollte. Für den Jungen war es auch sehr, sehr schlimm.

Ich ging wieder in den Wohnraum, wo die Conollys einen gut bestückten Barschrank besaßen. Der doppelte Kognak tat gut. Ich trank ihn in mehreren Schlucken, während ich das große Zimmer durchwanderte und auch das Blut auf dem Teppich sah, eine Erinnerung an die schrecklichen Ereignisse, die sich hier abgespielt hatten.

Wenn Bill eintraf, wollte ich zurückfahren. Vielleicht konnte ich noch

ein wenig die Augen schließen, so recht wollte ich nicht daran glauben. Außerdem mußte ich einen Punkt finden, wo ich den Hebel ansetzen konnte.
Das war die Tote.
Ihr Name war Sina Evans gewesen. Ich fragte mich natürlich, ob sie der Teufel willkürlich ausgesucht hatte oder nicht? Es gab genügend Sekten und Geheimbünde, deren Mitglieder sich leider aus jungen Menschen zusammensetzten. Da hatte die jenseitige Macht oft leichtes Spiel. Deshalb konnte es durchaus sein, daß sich Asmodis eine Person aus diesem Dunstkreis ausgesucht hatte.
»Onkel John.« Die Stimme meines Patenkindes unterbrach den Gedankengang.
»Was ist denn?«
»Ich möchte nicht mehr ins Bett.«
»Das kann ich mir vorstellen«, erwiderte ich lächelnd. »Aber mal ehrlich, wie sieht es mit deiner Schule aus? Du mußt doch morgen in die Schule, oder nicht?«
»Doch – schon…«
»Dann würde ich an deiner Stelle mich wenigstens hinlegen und mich etwas ausruhen.«
»Nein, ich kann nicht schlafen, Onkel John. Verstehst du das denn nicht?«
»Es ist schon gut. Gleich wird dein Vater hier sein, dann kann der entscheiden.«
»Ja, das meine ich auch.«
Das Hospital lag nicht allzuweit entfernt. Um diese Zeit kam man gut durch London. Schon sehr bald hörten wir, daß ein Wagen den Weg hochrollte. Johnny lief zur Tür. »Es ist Dad!« rief er.
Ich wartete in der offenen Wohnzimmertür. Johnny fiel seinem Vater in die Arme, und Bill preßte ihn an sich. Es tat gut, diese Szene mit ansehen zu können. Besonders deshalb, weil der Teufel versucht hatte, die Liebe auszurotten.
Hier erlebte ich das Gegenteil.
Dann kam Bill zu mir. Er hielt seinen Sohn dabei an der Hand.
Wir starrten uns an, sagten kein Wort, aber ich sah den Schmerz und die Trauer in den Augen meines Freundes.
»Danke, John!« flüsterte mein Freund.
»Wofür?« Ich hob die Schultern. »Wenn du dich schon bedanken willst, dann bei Nadine. Sie hat deinem Sohn das Leben gerettet. Ich wäre zu spät gekommen.«
»Trotzdem.«
Er ging an mir vorbei, setzte sich in einen Sessel und preßte die Handflächen gegen seine Wangen. Ich wußte, was Bill jetzt brauchte. Als ich zu ihm ging, kam ich von der Bar und hielt das Glas mit einem

doppelten Whisky in der Rechten.
»Der wird dir guttun.«
Er nickte, trank und stellte das Glas weg. Johnny hatte den Raum verlassen und war zu Nadine gegangen. »Es sieht wirklich schlimm aus, John!« flüsterte er. »Verdammt schlimm sogar.«
Ich hatte mich ihm gegenüber gesetzt. »Du meinst Sheila?«
»Wen sonst? Das war nicht nur haarscharf, das ist noch haarscharf. Die Ärzte wissen nicht, ob sie durchkommt.«
»Hast du noch einmal nachgehakt?«
»Bevor ich fuhr. Die Antwort war gleichgültig. Es hatte sich nichts an ihrem Zustand verändert. Nach wie vor hängt sie in der Schwebe. Schafft sie es, schafft sie es nicht? Sie hat verdammt viel Blut verloren. Eigentlich zu viel, um überleben zu können.«
»Das klingt sehr pessimistisch.«
»Ich bin auch kein Optimist, John. Nicht mehr. Sheilas Verletzung hat mich umgehauen. Hinzu kommt, daß doch keiner von uns weiß, wie es weitergehen soll. Asmodis wird doch nicht aufgeben.«
»Damit rechne ich auch.«
»Und wir sind in Gefahr.«
»Stimmt genau, Bill. Nur bist du in der Lage, dich zu wehren. Hier im Haus hast du deine Waffe. Denke nur an die goldene Pistole. Ich bin sicher, daß bei einem nochmaligen Besuch…«
»Wer könnte denn deiner Ansicht nach kommen?«
»Amor.«
Bill verzog die Lippen. »Der kleine Teufel, meinst du?«
»Ja. Aber hüte dich, ihn zu unterschätzen. Der ist verdammt gefährlich. Amor kennt keine Rücksicht. Er feuert auch seine Pfeile aus dem Hinterhalt, kann ich mir vorstellen.«
»Du hast ihn mit dem Kreuz gestoppt?«
»So ist es.«
Bill hob die Schultern. »Ich hoffe, daß ich ihm auch beikommen kann. Andererseits denke ich an Sheila. Sie liegt auf der Intensivstation und ist völlig schutzlos.«
»Dort kann nicht jeder hinein.«
»Das weiß ich selbst. Trotzdem bin ich mißtrauisch. Erinnere dich daran, daß oft genug Männer im Krankenhaus getötet worden sind, auch wenn es sich dabei um Gangster handelte.«
»Ich sorge für den Schutz.«
»Willst du dich selbst hinstellen?«
»Zur Not auch. Beamte können einen Riegel um die Station legen. Der Teufel will die Liebe ausschalten. Bei euch hat er angefangen. Es gibt noch unzählige Menschen, die sich lieben.«
Bill starrte mich an. »Wie sieht es denn bei dir aus, John? Du und Glenda?«

Da hatte er ein altes Thema angesprochen, über das ich nicht redete. Es war bekannt, was Glenda für mich fühlte. Auch sie war mir nicht gleichgültig, aber da stand noch Jane Collins dazwischen, auch wenn sie tagsüber mit einem Skelettschädel umherlief und nur bei Dunkelheit normal aussah. Sie konnte ebenso ein Opfer werden wie Glenda Perkins.

»Du bist so schweigsam, John.«

»Ich denke über deine Worte nach und muß zugeben, daß du ins Schwarze getroffen hast.«

Bill nickte. »So viele Personen kannst du gar nicht beschützen. Dieser teuflische Amor kann sich auch irgendeine andere Familie aussuchen, um sich zu beweisen.«

Ich hatte schon längst feuchte Hände bekommen. Jetzt nahmen die Schweißausbrüche noch zu. Allein die Vorstellung, so etwas in die Tat umzusetzen, machte mich halb wahnsinnig.

»So ist es nun mal, John.«

»Das weiß ich. Deshalb müssen wir diesen kleinen Teufel so rasch wie möglich finden.«

»Erst mal suchen.«

»Stimmt.« Ich stand auf. »Ich werde zwischendurch anrufen und dich fragen, wie es Sheila geht, falls ich nicht selbst zum Krankenhaus komme und mich um sie kümmern kann.«

Bill erhob sich ebenfalls. Er brachte mich nach draußen. Dort gab er mir die Hand. Sie war innen schweißnaß. Feuchtigkeit schimmerte auch in seinen Augen. Mein Freund machte Schlimmes durch.

Ich schlug ihm auf die Schulter. »Alter Junge, es wird schon wieder, verlaß dich drauf.«

»Mal sehen.«

Ich stieg in den Rover und fuhr mit einem verdammt schlechten Gefühl im Magen weg…

***

Einige Stunden später

Geschlafen hatte ich nicht. Eine Wechselbad-Dusche hatte mir ein wenig die Müdigkeit aus den Knochen getrieben. Suko war ebenfalls von mir über den neuen Fall informiert worden und war entsetzt gewesen. Natürlich wollte er ebenfalls im Krankenhaus Wache halten, soweit war es noch nicht. Zunächst war ich in das St. Stephan's Hospital gefahren.

Der Oberarzt hatte in seinem Zimmer gesessen und mich fast angeschaut wie einen Geisteskranken. »Zu Mrs. Conolly wollen Sie?« Er lachte. »Da sind Sie bei mir an der falschen Adresse. Sie können für die Lady beten, mehr nicht, Mr. Sinclair.«

»Steht es noch so schlimm um sie?«

»Ja.«
»Dann hat sich seit der letzten Nacht an ihrem Zustand nichts ge ändert?«
»Kein bißchen.«
»Und die Krisis?«
Er zeigte mir eine Dackelstirn. »Die erwarten wir in den nächsten Stunden.«
»Dann werden ihre Chancen sinken, nicht?«
Er hob die Schultern und stand auf. Ich wertete es als Zeichen meiner Entlassung.
Etwas müde ging ich zum Parkplatz, wo ich den Rover abgestellt hatte.
Bevor ich einstieg, warf ich einen Blick an der grauen Front des Komplexes hoch. In der dritten Etage lag die Intensivstation. Dort oben kämpfte Sheila um ihr Leben, und die große Krise stand ihr noch bevor.
Verdammt, mir wurde die Kehle eng. Gleichzeitig spürte ich die Gänsehaut auf dem Rücken.
Fast wütend startete ich den Rover. Kleinere Steine spritzten unter seinen Hinterreifen weg. Ich jagte ihn in eine Kurve und auf die Ausfahrt zu. Dort verrauchte mein Zorn und schuf wieder der nüchternen und kalten Überlegung Platz.
Wenn wir etwas erreichen wollten, mußten wir methodisch vorgehen und uns um das Vorleben oder das Leben der toten Sina kümmern. Vielleicht gab es dort irgendeinen Punkt, wo wir den Hebel ansetzen konnten.
Ich fuhr zum Yard. Suko war schon eingetroffen. Als ich in Glendas Büro kam, sah ich ihrem Gesicht an, daß sie von Suko bereits eingeweiht worden war.
»Himmel, wie geht es Sheila? Du…«
»Nichts Neues, Glenda. Sie liegt nach wie vor auf der Intensivstation. Die Ärzte haben getan, was sie konnten. Alles andere muß jetzt die Natur übernehmen.«
Glenda nickte nur. »Die Chancen…?«
»Mies«, erwiderte ich leise und schaute dann zur Bürotür hin, weil ich aus unserem Office Stimmen vernommen hatte.
»Suko hat Besuch«, erklärte Glenda.
»Wer ist es denn?«
»Keine Ahnung. Der Mann heißt…« Sie überlegte. »Jetzt habe ich den Namen vergessen. Die Sache mit Sheila hat mich …«
»Schon gut, Glenda. Ich werde es bald selbst wissen.« Als ich die Bürotür aufstieß, atmete Suko laut und deutlich auf. »Ein Glück, daß du kommst, John. Darf ich dir Abe Scorra vorstellen? Mr. Scorra ist der Freund von Sina Evans…«

Zufall, Glück oder wieder ein raffinierter Plan des Teufels, der uns ein Kuckucksei ins Nest legen wollte? Ich wußte es nicht, aber mein überraschtes Gesicht zeigte Suko an, daß er mich kalt erwischt hatte.

»Es stimmt tatsächlich, John.«

Ich ging tiefer in den Raum hinein. Hinter mir fiel die Tür ins Schloß. Abe Scorra hatte sich umgedreht, so konnte ich ihn anschauen. Er machte einen etwas bedrückten Eindruck, war blaß geworden, sein Haar wirkte sehr dunkel. Er trug eine dünne Lederjacke und eine helle Hose, die an den Seiten der Beine Schweißflecke zeigte. Im Haar glänzte Gel.

»Bleiben Sie bitte sitzen, Mr. Scorra«, sagte ich, als ich sah, daß er aufstehen wollte.

»Danke…«

Auch ich setzte mich auf meinen Platz, Suko direkt gegenüber.

Ihn sprach ich auch an. »Da du schon informiert bist, Suko, kannst du mich ins Bild setzen.«

Das tat mein Freund auch. Ich erfuhr eine fast unglaubliche Geschichte, die unserem Gast in der vergangenen Nacht widerfahren war. Die beiden Bobbies hatten ihn noch auf dem Revier festgehalten. Als er dann bei seiner Meinung geblieben war, da hatten sich die Kollegen an uns erinnert und ihn zu Suko gebracht.

»Glauben Sie mir auch nicht?« fragte er mit leiser Stimme und rieb seine Handflächen gegeneinander.

»Wir glauben Ihnen beide, Mr. Scorra«, beruhigte ich ihn.

»Außerdem habe ich meine Erfahrung mit diesem teuflischen Amor gemacht. Aber um Ihre Freundin tut es mir leid…«

Er senkte seinen Kopf und sah ziemlich verwirrt aus. »Ich weiß schon, was mit ihr geschehen ist. Der Inspektor hat es mir gesagt.«

Eine Schweigepause entstand. Ich unterbrach sie schließlich mit der Frage, ob er einen Kaffee wollte.

Scorra nickte.

Glenda hatte schon Irischen aufgesetzt. Sie kam mit einer Kanne und Tassen ins Büro.

Suko trank seinen Tee, Abe Scorra und ich Kaffee. Der junge Mann konnte die Tasse kaum halten, so stark zitterten seine Hände.

Er entschuldigte sich einige Male deswegen, wir aber winkten ab.

Ich kam auf das Thema zu sprechen. »Der springende Punkt ist Sina Evans«, sagte ich.

»Wieso?«

»Sie ist von diesem Pfeil erwischt worden und hat sich verändert. Ich denke darüber nach ob es vielleicht ein Motiv gibt, weshalb sich der Schütze gerade sie ausgesucht hat?«

»Zufall.«

»Sind Sie sicher, Mr. Scorra?«

»Das weiß ich nicht.«

Ich räusperte mich. »Wissen Sie, wir als Polizisten suchen stets nach Motiven und Anhaltspunkten. Sie kannten Sina Evans sehr gut. Könnte es sein, daß sie unter Umständen schon vorher Kontakt mit einer Gruppe gehabt hat, die sich mit okkulten Praktiken beschäftigt?«

»Nein!«

Die Antwort war mir etwas voreilig gekommen. »Überlegen Sie genau. Hat Sina Evans sich schon darüber ausgelassen?«

»Wir haben davon nie geredet. Es gab nur uns. Wir waren ineinander verliebt…«

»Ja, schon gut.« Ich merkte, daß ihm das Sprechen schwerfiel. Die Erinnerung trieb ihm die Tränen in die Augen. Ein Wort hatte mich natürlich stutzig gemacht.

Liebe!

Sie wollte der Teufel ausrotten. Er haßte es, wenn sich Menschen mochten, deshalb hatte er sogar den Gott der Liebe nach seinen Ideen umfunktioniert.

»Haben Sie sich den Ort bewußt ausgesucht?« wollte Suko wissen.

»Den Platz im Park?«

»Ja.«

»Es ist still dort. Man wird nicht gestört. Sina wohnte bei ihrer Schwester, die sehr aufpaßte. Da haben wir uns gedacht, im Freien und in lauen Sommernächten…«

»Klar, das verstehe ich.«

»Sind Sie bedroht worden?« wollte ich wissen.

»Von dieser Figur?«

»Zum Beispiel.«

»Nein, aber Sina hat mich bedroht. Sie war verändert. Ich bin geflohen. Sie hätte mich erstochen.«

»Woher hatte sie das Messer?« fragte Suko.

»Das weiß ich auch nicht«, gab der junge Mann zu. »Jedenfalls hatte sie es plötzlich. Sie wurde getroffen, fiel zu Boden, ich dachte, sie wäre tot, dann passierte das andere.«

»Und mehr wissen Sie tatsächlich nicht?« hakte ich noch einmal nach.

»Nein, Sir.«

Ich schaute Suko an, er mich. Wir beide hatten keine Fragen mehr an Abe Scorra. Deshalb ließen wir ihn gehen. Er schlich bedrückt davon. Auch für ihn war es ein harter Schlag gewesen.

Suko nickte mir zu. »Wir stehen wieder am Beginn. Ist doch so, nicht wahr?«

»So ungefähr.«

»Weißt du mehr?«

Ich räusperte mich. »Es gibt da eigentlich nur gewisse Überlegungen.

Ich gehe nach wie vor davon aus, daß die Conollys sich in großer Gefahr befinden. Sheila, Johnny und Bill.«

Suko dachte mit. »Es gilt demnach, sie zu schützen.«

»Das meine ich.«

»Wer übernimmt wen?«

»Willst du zu Bill?«

Suko hob die Schultern. »Ich habe nichts dagegen. Ich rufe ihn nur an und…«

»Nein, nein, laß mal. Einen Personenschutz, ohne daß er es merkt. Du bist der richtige Mann.«

»Wenn du meinst.«

»Für den Notfall«, sagte ich und reichte Suko den Schlüssel zum Haus der Conollys.

»Danke.« Er steckte ihn weg. »Wie ich dich kenne, John, schaust du dich im Krankenhaus um.«

»Genau. Ich habe Bill zwar eine großangelegte Bewachung seiner Frau versprochen, aber manchmal sieht ein einzelner mehr als zehn oder fünfzehn Augenpaare.«

»Da hast du recht. Nur eines möchte ich noch«, sagte Suko mit leiser Stimme. »Daß Sheila wieder gesund wird.«

»Wer von uns will das nicht?«

***

Er war da, aber er hielt sich verborgen!

Fast hätten sie es geschafft, ihn zu vertreiben, denn dieser blonde Mann mit dem Kreuz war brandgefährlich.

Er besaß genau die Waffe, vor der sich der Teufel so fürchtete und dessen Diener ebenfalls. Sie haßten Kirchen oder andere geweihte Stätten. Wo Kreuze standen, wollten sie keinesfalls hin.

Der Mann war gegangen, der andere gekommen. Er befand sich mit seinem Sohn allein im Haus.

Amor hatte Zeit.

Seine geringe Größe gereichte ihm zum Vorteil, so daß er sich verstecken konnte. Auch sein Bogen und seine Pfeile waren nicht zu sehen. In sicherer Deckung klemmte er zwischen den Büschen und wurde zusätzlich noch von Tannen gedeckt.

Er dachte über die Liebe nach. Der Teufel wollte sie ausrotten. Er mochte nicht, wenn es Frieden gab, denn Frieden war nichts anderes als Liebe. Dazu gehörte viel, nicht nur Zuneigung zwischen zwei Menschen, auch zwischen Mensch und Tier.

Der teuflische Amor stutzte, als ihm dieser Gedanke kam. Liebe zwischen Mensch und Tier.

Das war es!

In seinen Augen leuchtete es plötzlich auf. Es war wie eine Zündung

und gleichzeitig eine wilde Gier. In diesen Sekunden hatte er sich zu einem finsteren Plan entschlossen.

Noch einmal durchdachte er ihn, denn Satan hatte ihm auch die Fähigkeit des Denkens gegeben. Nur eben auf seiner, der bösen Schiene. Menschlichkeit und Rücksicht kamen für ihn nicht in Betracht.

Der blonde Besucher hatte das Haus verlassen. Das Kind, dessen Vater und diese Wölfin waren zurückgeblieben. Der teuflische Amor hatte auch miterleben müssen, wie Sina Evans aus dem Haus getragen worden war. Ihr Einsatz hatte bereits das erste Opfer gekostet. Für den satanischen Amor auch ein Beweis, daß die andere Seite nicht schlief.

Sein Gesicht veränderte sich zu einer Grimasse. Die Gedanken peinigten ihn. Der Teufel hatte stets von großen Siegen gesprochen, aber nicht von Niederlagen. Die wollte er auf keinen Fall einstecken, deshalb mußte er handeln.

Die Liebe sollte ausgerottet werden!

Davon ging der veränderte Amor aus. Noch einige Minuten wartete er ab, bevor er die Deckung verließ, aber noch zwischen den Tannen wartete. Da er nicht sehr groß war, gelang ihm dies leicht.

Grau schimmerte seine Haut, grau wie der Stein. Auch der Bogen, der geschwungene Lendenschurz, der Köcher, die Pfeile. Nur in seinen Augen stand ein anderer Ausdruck, auch farblich konträr zum Grau der Haut. Sie leuchteten rötlich, noch nicht so stark, mehr rosa angehaucht. Die Brauen darüber hatten sich verschoben, der Gesichtsausdruck glich dem eines haßerfüllten kleinen Bastards.

Entdeckt werden wollte er nicht so schnell. Deshalb erschien es ihm zu riskant, sich dem Haus von vorn zu nähern. Er wollte sich der Rückseite zuerst nähern.

Besondere Aufmerksamkeit schenkte er den Fenstern. Das Glas schimmerte matt, als wollte es ihm eine Botschaft überbringen. Niemand zeigte sich hinter der Scheibe, keine Gardine wurde bewegt oder geriet durch leichte Berührung ins Zittern.

Das große Haus wirkte so, als wäre es unbewohnt. Der langsam heranschleichende Amor wußte es besser. Sein Oberkörper war gedrungen, durch die großen Flügel wirkten die Proportionen fast lächerlich. Nur hätte man sich hüten sollen, über ihn zu lachen. Der Tod war manchmal schneller als ein flüchtiger Gedanke.

Der teuflische Amor erreichte die Rückseite. Ein wenig verärgert schüttelte er den Kopf, da er einen großen Garten sah, der die Terrasse umschloß, wo er keine Deckung finden konnte.

So frei über die Terrasse zu gehen, das paßte ihm überhaupt nicht.

Also mußte er einen anderen Weg wählen, um an die Fenster zu gelangen. Das des Wohnraums war am größten. Es nahm fast die gesamte Breite des Raumes ein. Von dort besaß der Sitzende auch

einen hervorragenden Blick in den Garten und konnte alles sehen.
Für den Amor war das nichts. Er wolle woanders hin. Natürlich besaß der relativ hohe Bungalow noch mehr Zimmer, zu denen die entsprechenden Fenster gehörten.
Lautlos bewegte sich der kleine Teufel an der Hauswand entlang und blieb unter dem ersten Fenster stehen. Vorsichtig schob er sich in die Höhe, lugte über die flache Fensterbank hinweg durch die Scheibe in das Innere.
Es war die Küche, in die er schaute. Und er zuckte sehr rasch wieder zurück, als er Bill Conolly in der Küche stehen sah. Der Mann schaute auf eine kleine Kaffeemaschine, durch die die braune Brühe rann, dem Fenster wandte er den Rücken zu.
Amor grinste scharf. Ihn überkam es plötzlich. Jetzt einen Pfeil aufzulegen und in den Rücken des Mannes zu schießen, das würde ihm gut gefallen.
Sollte er, sollte er nicht?
Der Teufel hatte ihm da eigentlich freie Hand gelassen, Amor konnte von Fall zu Fall entscheiden, und diesmal ließ er es bleiben, weil sich ein anderer Plan in seinem breiten Kopf hervorschälte.
Als sich Bill Conolly herumdrehte, tauchte Amor blitzschnell weg und huschte weiter.
Nach ein paar Schritten erreichte er das nächste Ziel. Wieder ein Fenster.
Er drückte sich hoch und blieb auf den Zehenspitzen stehen, um durch die Scheibe in das Innere des Raumes zu schauen.
Es war ein Kinderzimmer!
Nicht mehr kindlich eingerichtet wie früher, mehr jugendlich, denn auch Johnny wurde älter.
Ein Bett, ein Schrank, Posters an den Wänden, allerlei Autos, ein großes Flugzeug, aber kein Computer und auch kein Fernsehgerät.
Dafür zahlreiche Bücher, die in einem Regal standen oder übereinandergestapelt vom Boden her einen kleinen Turm bildeten.
Das alles nahm der teuflische Amor mit einem Blick wahr. Es interessierte ihn nicht. Für ihn war die Gestalt wichtig, die neben dem Bett auf einer weichen Unterlage hingestreckt und auf der Seite liegend ihren Platz gefunden hatte.
Die Wölfin!
Sie schien zu schlafen, jedenfalls rührte sie sich nicht. Die Augen waren ebenfalls geschlossen, das Fell dunkel und dicht, bis auf eine Stelle, wo sich der helle Verband um die Wunde spannte, die das Messer hinterlassen hatte.
Nadine schlief ihrer Genesung entgegen. Das wußte auch der veränderte Amor. Gleichzeitig jedoch zuckte ein böses Lächeln um seine breiten Lippen, denn in seinem Schädel hatte sich bereits ein

bestimmter Plan festgesetzt.
Mit dem linken kurzen Arm griff er über seine Schulter und holte einen Pfeil aus dem Köcher. Dessen Öffnung schaute genau zwischen den beiden Flügeln hindurch.
Kaum lag der Pfeil auf der Sehne, als sich die Pupillen des kleinen Teufels veränderten. Sie nahmen an Umfang und auch an Farbintensität zu.
Aus der schwachen Farbe wurde ein böses Leuchten.
Teuflisch und knallrot. Dabei mit einem dunklen, leicht angeschwärzten Unterton versehen.
Amor zog die Sehne zurück. Im gleichen Moment übertrug sich die teuflische Magie auf den Pfeil, der ebenfalls die rote Farbe annahm wie die Augen des Kleinen.
Das Fenster lag ziemlich tief, so konnte auch eine kleine Gestalt durch die Scheibe schauen und entsprechend zielen.
Noch einmal nahm er Maß, spannte die Sehne bis zum Anschlag.
Der Pfeil sah aus, als würde Feuer über ihn hinweglaufen und ihn umhüllen wie ein dunkelrotes Etui mit gelben Flecken dazwischen.
Dann schoß er.
Die Sehne schnellte vor, der Pfeil jagte los.
Kein Klirren ertönte, als er durch die Scheibe fuhr. Er hinterließ weder ein Loch noch ein Muster von Splittern. Er jagte, hindurch, als wäre das Glas nicht vorhanden.
Und er traf genau!
Die Wölfin zuckte zusammen, als sich die Spitze und ein Teil des Schafts durch das dichte Fell in den Körper bohrten. Sie öffnete auch die Augen. Für ein, zwei Sekunden sah es aus, als wollte sich das Tier erheben. Das schaffte es nicht.
Nadine sackte wieder zusammen, bewegte ihre Läufe und blieb so liegen wie zuvor.
Der teuflische Amor war sehr zufrieden, was auch sein verzogener Gesichtsausdruck anzeigte.
Er fühlte sich so sicher, daß er sich noch die Zeit nahm, eine Weile zu warten.
Etwa fünf Minuten verstrichen, als die Wölfin zuckte und auch dabei die Augen öffnete.
Sehr genau schaute der Schütze hin.
Er nickte zufrieden, denn die Augen des Tieres hatten sich verändert.
Sie leuchteten rot. So wie die des teuflischen Amors und der Person, die der Blonde auf dem Gewissen hatte.
Er war zufrieden. Die Wölfin liebte die Menschen, bei denen sie wohnte, und die liebten sie.
Sehr bald würde sich das ändern, wenn es sich nicht schon geändert hatte.

Beruhigt zog sich Amor zurück. Für ihn gab es noch viel zu tun.

Das nächste Ziel mußte anvisiert werden. Trotz der einen Niederlage ging er davon aus, daß er in der Familie Conolly die Liebe auslöschen konnte…

***

Bill hatte den Kaffee durchlaufen lassen und einen großen Becher mit der braunen Brühe gefüllt. Essen konnte er nichts, sein Magen hatte sich verengt, der Druck war zu stark.

Im Flur blieb er stehen und telefonierte mit dem Krankenhaus.

Man verband ihn mit der Station, wo er sich nach dem Zustand seiner Frau erkundigte. Es war nach wie vor ernst, hatte sich weder verschlimmert noch verbessert.

»Und die Krise?« fragte Bill.

»Wird möglicherweise in den nächsten Stunden eintreten, Mr. Conolly.«

»Sicher ist das nicht?«

»Was ist schon sicher? Bitte, wir rufen Sie an, falls sich bei Ihrer Frau etwas verändert. Sei es zum Positiven oder Negativen.«

»Ja – danke.«. Bill legte auf und wischte über seine feuche Stirn.

Das Gespräch hatte ihm den Schweiß auf die Stirn getrieben, und er hatte auch feuchte Hände bekommen. Fast wäre ihm die Tasse noch entglitten, als er in den Wohnraum ging.

Bill befand sich nicht allein im Haus, Johnny war noch bei ihm.

Der Reporter hatte geduscht, sich rasiert und dann in der Schule angerufen, um seinen Sohn für diesen Tag abzumelden. Er wollte Johnny um sich haben, in der Schule wäre er schutzlos gewesen.

Der Reporter ging davon aus, daß der Teufel und sein böser Helfer noch längst nicht aufgegeben hatten. Niederlagen nahm Asmodis zwar hin, doch er versuchte stets, sie in Siege umzuwandeln.

Als Bill die Hälfte der Tasse geleert hatte, stand er auf, weil ihm etwas eingefallen war. Er hatte sich wieder an den Rat seines Freundes John Sinclair erinnert.

Im Arbeitszimmer blieb Bill nachdenklich stehen, blickte aus dem Fenster und schaute in den Garten, der von der Septembersonne gebadet wurde. Laut Vorhersage sollte dieser Monat wunderbar werden, von der Witterung her stabil bleiben, so daß es eine Freude war, in Urlaub zu fahren. An Ausspannen und Urlaub hatte Bill auch schon gedacht, leider war ihm die Sache mit Sheila dazwischengekommen.

Eine Schublade an seinem Schreibtisch war stets abgeschlossen.

Nur er besaß den Schlüssel, und er öffnete die Lade auch nur zu bestimmten Gelegenheiten.

Bill zog sie auf. In der Lade lag ein zweiter Schlüssel. Er paßte zu

einem kleinen Safe, der sich versteckt in der Wand befand. Bevor Bill ihn öffnete, schloß er die Tür, denn auch Johnny sollte nicht sehen, was er dem Safe entnahm.

Leicht schwang ihm die Tür entgegen. Bill griff in das Fach und holte eine Waffe hervor.

Es war die goldene Pistole!

Eine ungewöhnliche Waffe, kein Schießeisen im eigentlichen Sinne. Es sah aus wie eine zu klobig geratene Wasserpistole und besaß einen wasserartigen Inhalt.

Die goldene Pistole stammte vom Planet der Magier, wo ein Abenteuer das Sinclair-Team hingeführt hatte. Sie war eine tödliche Waffe. Ihr Inhalt bestand aus konzentriertem Schleim, der die gleiche Wirkung besaß wie der gefährliche Todesnebel.

Wer von einer Ladung aus der Waffe erwischt würde, war rettungslos verloren. Der Schleim breitete sich aus und umfing den Getroffenen wie ein großes Oval oder Ei. Dann begann die Wirkung.

Die Haut löste sich von den Knochen des Umfangenen, und auch die Gebeine wurden schließlich aufgelöst durch diese gefährliche magische Säure.

Zudem besaß die Haut eine ungeheure Widerstandsfähigkeit. Sie hielt Messerstichen, Kugeln und selbst Handgranaten stand. Nur ein bisher bekannter Gegenstand konnte sie vernichten, das Kreuz des Geisterjägers John Sinclair.

Bill war sich der Verantwortung bewußt, die der Besitz einer derartigen Waffe mit sich brachte. Deshalb setzte er sie nur im äußersten Notfall ein, wenn sein oder das Leben anderer in unmittelbarer Gefahr waren.

Da die Waffe sehr klobig war, paßte sie in kein Holster. Bill, der sich eine Jacke übergestreift hatte, steckte sie in den Hosenbund und ließ den Schoß des Jacketts darüberhängen. Dennoch beulte er sich aus. Als Bill ging, schwang er zur Seite, die Waffe lag zum Teil frei.

Im Wohnraum blieb Bill sitzen. Es war praktisch der zentrale Punkt innerhalb des Hauses. Von dieser Stelle konnte er viel unter Kontrolle behalten.

Der Garten lag ruhig hinter dem Haus. Sonnenlicht strahlte hinein. Bill hätte gern die Scheibe nach unten fahren lassen, um die Sommerluft in den Raum zu lassen, doch er dachte an die Gefahren, die ebenfalls dann freie Bahn besaßen.

Aufgegeben hatten der Teufel und seine Helfer bestimmt nicht.

Bill kannte die Kräfte der Hölle gut genug. Die würden wieder einen Angriff versuchen. Sicherlich auch auf Sheila, da mußte er auf John vertrauen, der Sheila bewachen lassen wollte.

Das Summen des Telefons erschreckte ihn. Sofort wurde er kalkbleich, weil er an eine Nachricht aus dem Krankenhaus dachte.

War etwas mit Sheila? Erst nach dem dritten Klingeln nahm Bill den Hörer ab. Der Kunststoff schmierte über die feuchte Handfläche.

Er kam nicht dazu, seinen Namen auszusprechen, eine bekannte Stimme nahm ihm das Wort aus dem Mund.

»Hallo Bill, ich werde dich bald besuchen.«

»Suko, du!«

»Ja.« Der Inspektor lachte. »Hast du mit jemand anderem gerechnet?«

»Ja, das Krankenhaus…«

»Da sei unbesorgt. Sheila wird es schon schaffen. Ich jedenfalls rechne damit.«

»Wann kommst du denn?«

»Im Laufe des Vormittags bin ich bei dir, falls es der Verkehr zuläßt.«

»Hast du schon den neuen Wagen?«

»Klar. Es ist ein herrliches Gefühl, mit ihm zu fahren, das kann ich dir sagen.«

»Glaube ich auch.«

»Bis gleich dann.«

»Und John?« rief der Reporter.

»Der kümmert sich um andere Dinge. Er wollte selbst noch im Krankenhaus vorbeischauen.«

»Das ist gut, danke.«

»Bedanken mußt du dich bei ihm, Bill. Bis gleich.« Suko legte auf, und dem Reporter war eine Last von der Seele genommen worden, wenn auch nicht der gesamte Druck.

Aus dem Flur hörte Bill Schritte. Johnny erschien im Wohnraum.

Sein Haar war noch naß von der Dusche. »Hast du wieder mit dem Krankenhaus gesprochen, Dad?«

»Ja.«

»Wie geht es Mum?«

Bill hob die Schultern. »Unverändert, Johnny.« Er zwang sich zu einem Lächeln. »Keine Sorge, deine Mutter wird es schon schaffen. Die hat schon ganz andere Dinge hinter sich.«

»Ja, ich weiß.«

»In die Schule brauchst du heute auch nicht zu gehen. Daß habe ich geregelt.«

Johnny nickte. »Diese Frau, Dad, die mich töten wollte…«

»Was ist mit ihr?«

»Ob so eine wiederkommt?«

Bill hob die Augenbrauen. Er wollte seinen Sohn nicht belügen.

»Das kann ich dir nicht sagen, Johnny. Ich will es auch nicht abstreiten. Wir müssen schon mit einer Gefahr rechnen.«

Johnny nickte. »Was willst du denn dagegen tun?«

»Mal sehen.«

»Und die Pistole aus Gold oder so?«

»Ich habe sie vorsichtshalber eingesteckt.« Da Johnny noch nicht angezogen war und nur seine Unterwäsche trug, schickte ihn sein Vater weg. »Zieh dir was über, dann kannst du…«

»Dad, ich bleibe bei Nadine.«

»Ist auch gut.«

»Willst du noch einmal weg?«

»Nein.« Der Reporter schüttelte den Kopf. »Ich bleibe hier. Es sei denn, das Krankenhaus ruft an, damit ich mit Mummy reden kann. Außerdem bekommen wir gleich Besuch.«

»Onkel John?«

»Suko kommt.«

Johnny nickte. »Was will er denn?«

»Nun ja. Vier Augen sehen mehr als zwei. Sollte ich tatsächlich ins Krankenhaus müssen, wird Suko hier im Haus bleiben und auch dich schützen, Junge.«

»Das ist toll.«

Bill stand auf. »So, mein Lieber, dann zieh dich mal vernünftig an.«

Johnny verschwand. Es gefiel Bill Conolly ganz und gar nicht, daß er hier einen Vater spielen mußte, der seinen Sohn aufrichten wollte.

Er konnte ihm ja nicht zeigen, wie es tatsächlich in ihm aussah. Wie sehr er um seine Frau bangte, daß die Furcht seine Psyche regelrecht gefesselt hatte. Nein, das war unmöglich.

Er ging zum Fenster und schaute wieder in den Garten. Ein Eichhörnchen huschte über die Platten in der Mitte und verschwand im Gebüsch. Ein wenig heile Welt hatten sich die Conollys geschaffen. Die aber wurde immer wieder durch die Angriffe des Bösen zerstört.

Bill arbeitete freiberuflich für verschiedene Zeitungen und Magazine in aller Welt. Er hatte sich vorgenommen, eine Artikelserie über unheimliche und unerklärliche Vorgänge in der Welt zu schreiben.

Sehr weit war er damit nicht gekommen. Es lag noch nicht lange zurück, als er in den Bann der Verdammten geriet. Ein Mädchen mit magischen Fähigkeiten, das von einer Gangsterbande ausgenutzt worden war. John Sinclair hatte ihn schließlich aus der Mambo-Hölle herausgeholt. Nach diesem Fall hatte er nicht mehr weiter recherchiert, und auch der Bericht über die Mambo-Hölle war noch nicht erschienen, obwohl der Termin mittlerweile drängte.

»Daddy!«

Bill schrak zusammen, als er Johnnys Ruf vernahm. Die Stimme des Jungen hatte ihm überhaupt nicht gefallen. Sehr wohl war ihm der entsetzte Klang aufgefallen.

Auf dem Absatz machte Bill kehrt. Im Flur traf er mit seinem Sohn zusammen.

Johnny zitterte am ganzen Körper, sein Gesicht war schweißnaß.

Angst nistete in den Augen. Er weinte.

»Was ist denn?«
»Dad, es ist so schrecklich. Ich habe… ich war in meinem Zimmer, wo auch Nadine liegt.«
»Na und?«
»Sie… sie liegt da.«
»Weiter!«
»Komm mit!«
Auch Bill fühlte sich unwohl. Die Tür zum Kinderzimmer stand offen. Dicht davor verlangsamte Johnny seine Schritte. Er trat zur Seite, damit sein Vater in den Raum schauen konnte.
Nadine lag auf der rechten Seite neben dem Bett. Ihre Haltung hatte sie nicht verändert.
Trotzdem war alles anders, denn in ihrem Körper steckte einer dieser verdammten Pfeile, und die Augen der Wölfin glühten nicht nur rot, sie zeigten auch als Motiv den teuflischen Amor in den Pupillen…

***

Mit diesem Schock hätte Bill nie gerechnet. Er stand auf der Schwelle, ohne sich zu bewegen. Durch seinen Kopf zirkulierten Ströme von Gedanken. Er wußte nicht, welchen Kommentar er abgeben und was er noch unternehmen sollte. Irgendwo existierte eine Sperre und auch das Wissen, daß sie innerhalb des Hauses trotz allem nicht sicher waren.
»Sag was, Dad!« hauchte Johnny.
Bill schluckte nur und hob die Schultern. Er überlegte jetzt krampfhaft, wie es dem teuflischen Amor gelungen war, in das Haus zu kommen. Eine Lösung fand er nicht. Sie hätten etwas hören müssen, aber das war nicht der Fall gewesen.
Bill schaute zum Fenster. Es war geschlossen. Auch die Scheibe wies keine Veränderungen auf.
Er senkte den Kopf.
Nadine lag unbeweglich. Sie befand sich in einem tiefen, festen Schlaf, obwohl sie mit offenen Augen dalag.
»Was machen wir denn?«
»Ich weiß es nicht, Johnny. Ich weiß es wirklich nicht.«
»Und wenn Nadine erwacht?«
Bill hob die Schultern.
Johnny dachte weiter. »Die eine Frau hat mich umbringen wollen. Vielleicht will Nadine das auch.«
»Junge, bitte…«
»Es kann doch sein, Dad.«
Daran hatte Bill auch gedacht. Nur hatte er es vor seinem Sohn nicht zugeben wollen. Es mußte eine andere Möglichkeit geben, Nadine von diesem Bann zu befreien, und zwar bevor sie aus ihrem magischen

Schlaf erwachte.

»Bleib du zurück!« flüsterte Bill seinem Sohn zu.

»Was hast du vor?«

Bill legte einen Finger auf die Lippen. Er wollte nichts mehr erklären, nur noch handeln.

Die Wölfin lag unbeweglich auf ihrer Unterlage. Sie reagierte auch nicht, als Bill neben ihr stehenblieb, obwohl ihre Augen dabei weit geöffnet waren.

Der Reporter streckte seinen rechten Arm aus und umfaßte den Schaft des Pfeils. Er wußte nicht, ob es richtig war, was er tat. Niemand konnte ihm einen Rat geben, er mußte sich da ganz und gar auf sich selbst und seine Intuition verlassen.

Bill schwitzte, er zitterte auch und hörte von der Tür her die Stimme seines Sohnes.

»Ja, Daddy, tu es. Befreie Nadine von diesem verdammten Zauber! Sie muß werden wie früher.«

»Okay, mein Junge, okay!« Mit einer heftigen, trotzdem irgendwie vorsichtigen Bewegung zog Bill den Pfeil aus dem Körper und wunderte sich darüber, wie sicher und glatt er es schaffte. Sein Blick überprüfte den Pfeilschaft.

Ein wenig Blut klebte daran wie schmieriger Schleim, einige Haare ebenfalls.

Bill trat zurück. Den Pfeil hielt er fest. Erst jetzt merkte er, aus welch einem Material er bestand. Er war aus Stein, wie die eigentliche Figur des Amor. Schwer wog er auf seiner Handfläche. Er besaß sogar eine extra angefügte Spitze, aber keine Widerhaken.

»Was hast du mit dem Pfeil vor?« fragte Johnny, als er sah, daß sein Vater das linke Bein anhob und es anwinkelte.

»Ich will ihn zerbrechen!« Bill hatte den Pfeil an beiden Enden gepackt, um das Mittelteil auf sein Knie zu rammen.

Es klappte auch. Plötzlich hielt er zwei Hälften fest und schleuderte sie wütend zur Seite.

»Ihre Augen sind noch immer rot!« flüsterte Johnny, der sich wieder für Nadine interessierte.

Auch jetzt, wo der Pfeil nicht mehr in ihrem Körper steckte, hatte sie sich nicht verändert. Sie lag unbeweglich, der Blick verändert, es war nicht einmal zu erkennen, ob sie überhaupt atmete. Möglicherweise war sie in eine magische Starre gefallen.

Johnny traute sich nicht, an das Tier heranzugehen. Das überließ er seinem Vater.

Bill bückte sich neben der Wölfin. Er wollte sich den Ausdruck in den Augen genauer anschauen. Dazu kam er nicht mehr. Der Reporter zuckte zurück, als sich Nadine plötzlich bewegte. Sie hob den Kopf an. Im Bruchteil einer Sekunde trafen sich ihre Blicke.

Bill sah das Böse in ihren Augen – und nicht nur das. Die kleinen, in den Pupillen abgebildeten Statuen strahlten Haß und Mordgier aus. Es lag auf der Hand, daß sich diese beiden Triebe auch auf das Tier übertragen hatten.

Bill bekam Furcht.

Er zog sich zurück, stand auf, hörte Johnnys Frage. »Was ist mit Nadine los?«

»Ich weiß es nicht!«

»Doch, Dad, du weißt es. Wir haben sie nicht vom Bösen befreien können.«

»Vielleicht!«

Nadine bewegte sich. Zuerst zog sie ihre Hinterläufe an, stemmte sich ab und stand auf.

Bill streckte Johnny den Arm entgegen. »Geh lieber zurück, Junge. Los, raus aus dem Zimmer! Bleib im Gang.«

»Aber…«

»Keine Aber jetzt!«

Der Reporter ahnte die Gefahr. Er dachte daran, wie ein Treffer des Pfeils Sina Evans verändert hatte. Die Liebe war aus ihrem Herzen entfernt worden. Was einem Menschen recht war, konnte einem Wolf durchaus billig sein.

Auch Bill bewegte sich auf die Tür zu. Er wußte genau, daß Nadine nicht mehr die alte war. Sicherheitshalber mußten sie sich vor dem Tier zurückziehen.

Johnny stand schon draußen, wo er auf seinen Vater wartete. Bill hielt sich noch immer im Zimmer auf, allerdings schon sehr nahe der Tür, damit er mit einem Sprung entwischen konnte.

Noch tat die Wölfin nichts. Sie stand breitbeinig da, den Kopf vorgestreckt, mit funkelnden, sehr bösen Augen, wo sich die beiden kleinen Teufel abzeichneten, als wären sie mit feinen Pinselstrichen gemalt worden.

»Nadine«, sprach er sie an. »Nadine, bitte…«

Das Tier konnte nicht sprechen wie ein Mensch. Aber es reagierte auf diese Ansprache, das wußten Bill und Johnny auch. Meist war es ein bestimmter Blick aus den menschlichen Augen, eine Geste, die zeigte, wie sehr sich das Tier angesprochen fühlte.

Hier geschah nichts dergleichen. Dafür öffnete sie ihr Maul sehr weit. Ein drohendes Knurren schwang Bill und seinem Sohn entgegen. Sie erkannten in diesen Augenblicken erst richtig, daß Nadine für sie verloren war. So reagierte sie nur unmittelbar vor einem Angriff.

»Weg, Johnny!«

Der Junge gehorchte. Auch er hatte gespürt, daß Nadine zu einer anderen geworden war. Er tauchte in den Flur, Bill setzte sich ebenfalls in Bewegung und hatte sich kaum gedreht, als sich das

Knurren noch weiter steigerte. Sogar ein Heulton mischte sich hinein.
Nadine sprang!
Bill warf sich zurück. Torpedogleich flog er durch die offenstehende Tür in den Gang, wäre trotzdem noch von den Reißzähnen der Wölfin erwischt worden, hätte Johnny die Gefahr nicht erkannt und blitzschnell gehandelt.
Er rammte genau im richtigen Moment die Zimmertür zu. Bill befand sich schon im Gang, die Wölfin noch im Raum.
Die Tür fiel ins Schloß, der schwere Körper, krachte von innen gegen das Holz, und Johnny drehte blitzschnell den außen steckenden Schlüssel herum.
Bill rappelte sich auf. Er zog seinen Sohn zurück, der leichenblaß geworden war.
»Tut mir leid, Junge, aber diesmal hat es Nadine erwischt!«
Johnny nickte und schluckte ein paarmal. Dann erst konnte er sprechen. »Heißt das vielleicht, daß Nadine uns töten will?«
»Ja.«
»Aber mich nicht!«
»Kind, die ist besessen.« Bill starrte Johnny an. »Verstehst du das? Dieser verdammte Pfeil hat aus der Wölfin eine Besessene gemacht. Das mußt du begreifen!«
»Aber ich…«
Er konnte nicht mehr sprechen, denn ein harter Schlag von innen ließ die Tür erzittern.
Die Wölfin versuchte, aus ihrem Gefängnis auszubrechen, um an die Menschen heranzukommen.
»Wie lange hält denn die Tür?« fragte Johnny.
»Nicht sehr lange.«
»Und jetzt?«
»Wir werden das Haus nicht verlassen«, erklärte Bill. »Komm, Junge, in den Keller!«
Gemeinsam rannten sie los und hatten die Treppe noch nicht hinter sich gelassen, als sie bereits das Splittern hörten, als die Tür entzweibrach.
Nadine war frei!
Und Bill dachte gleichzeitig an Suko, der kommen wollte und von nichts ahnte…

***

Wieder befand ich mich im St. Stephan’s Hospital. Diesmal hatte sich die Lage etwas verändert. Die Ruhe der Nacht war einer gewissen Hektik gewichen, zumindest im Bereich des Eingangs, wo die Information mit mehreren Leuten besetzt war.
Es war nicht gerade so, daß jemand Wache hielt, aber Besucher

konnten trotzdem überprüft werden. Die Krankenschwester saß in einem kleinen Zimmer, dessen Tür offenstand.

Sie sah mich.

»Moment mal, Mister!« rief sie und stand auf. Eine sehr energische Person mit einer Goldrandbrille.

Ich blieb stehen. »Kann ich Ihren Oberarzt sprechen?«

»Wer sind Sie überhaupt?«

»Oberinspektor Sinclair, Scotland Yard.«

»Den Namen habe ich schon gehört.«

»Wann?«

»Bei der Ablösung sagte man mir, daß Sie wahrscheinlich hier erscheinen werden. Es geht um Sheila Conolly, nicht wahr?«

»So ist es!«

Die Schwester wiegte den Kopf. »Ihr Zustand ist nach wie vor kritisch. Sie wird in diesen Minuten alle Kräfte in ihrem Körper mobilisieren müssen, um ihr Leben zu behalten.«

»Das hatte ich mir gedacht.«

»Und deshalb können Sie und ich überhaupt nichts tun.«

»Ich muß trotzdem Ihren Chef sprechen, Schwester. So leid es mir tut. Hier geht es nicht nur um Mrs. Conollys Krisis. Ihr Leben ist möglicherweise auch von einer anderen Seite bedroht, wenn Sie verstehen.«

»Nein, ich verstehe nicht.«

»Wo ist der Arzt?«

»Er hat eine Besprechung.«

»Bitte – holen Sie ihn!« Meine Stimme hatte sehr drängend geklungen. Wahrscheinlich war die Schwester deshalb in ihrer Meinung schwankend geworden.

Sie nickte mir zu. »Gut, warten Sie hier.«

»Aber beeilen Sie sich.«

»Ich tue mein Bestes!«

»Natürlich.«

Sie verschwand tatsächlich mit schnellen Schritten. Ungefähr am Ende des Ganges, wo sich der direkte Zugang zur Intensivstation befand, verschwand sie seitlich in einem Raum.

Ich wartete.

Natürlich wurde mir die Zeit lang. Ich verließ mich wieder auf mein Gefühl, zählte allerdings auch die Tatsachen zusammen und war zu dem Ergebnis gekommen, daß der Teufel nicht aufgeben würde. Er mußte einfach weitermachen, konnte nicht aufhören, es wäre gegen seine festgesetzten Regeln gewesen, nach denen auch seine Diener handelten.

Etwas beruhigte mich die Tatsache, daß sich Suko bei Bill und seinem Sohn aufhielt.

Die Schwester kehrte zurück. Sie verließ allein das Zimmer, dann folgte der Arzt.

Er war ein kleiner Mann. Der Kittel wehte offen um seinen Körper. Sein Gesicht war hager, der Mund etwas breit und zu einem Lächeln verzogen. Ich lernte ihn als Dr. Sam Windfloor kennen.

»Sie wollen zu Mrs. Conolly?« fragte er lauernd.

»Ich muß.«

Sein Lächeln blieb. »Das geht aber nicht! Die Frau ist sehr krank, Sie verstehen…«

»Doktor – bitte.« Ich sprach jetzt drängend. »Es gibt keine andere Möglichkeit für mich. Ich muß die Frau sehen.«

»Sie wird nicht reden können!«

»Darum geht es mir nicht. Sie befindet sich in großer Gefahr.«

Dr. Windfloor blieb gelassen. »Das weiß ich alles, Doc. Ich spreche auch nicht von der Gefahr, die Sie meinen, ich rede von einer anderen. Von einer äußeren.«

Er schüttelte irritiert den Kopf. »Da komme ich nicht mit. Wie meinen Sie das denn?«

»Ich denke an einen Anschlag.«

»Meine Güte, Mr. Sinclair. Schauen Sie sich die Umgebung an. Hier kommt kein Fremder durch.«

»Das habe ich gemerkt.«

»Na bitte.«

»Die Gefahr wird auch nicht von innen an Mrs. Conolly herantreten, sondern von außen.«

»Wie?« Jetzt verlor er sein etwas überheblich wirkendes Lächeln.

»Ja, von außen. Es ist möglich, daß jemand…«

»Durch das Fenster?«

»Genau.«

Er schaute zu Boden. »Wir könnten absperren«, sagte er nach einer Weile. »Wir werden…«

»Nein, Doc, es ist am besten, wenn ich handele. Ich möchte in das Krankenzimmer und mich neben das Bett setzen. Das ist alles.«

»Unmöglich.«

»Verdammt, geben Sie mir einen Kittel und einen Mundschutz. Ich stehe hier nicht zum Spaß!« Allmählich kochte ich über, ich stand kurz vor dem Durchdrehen.

So war der gute Doc Windfloor wohl noch nie angefahren worden. Er trat einen Schritt zurück, kalkbleich im Gesicht. »Hören Sie zu, Mr. Sinclair. Ich übernehme die Verantwortung nicht.«

»Das brauchen Sie auch nicht.«

»Geben Sie mir das schriftlich?«

»Soviel Zeit haben wir nicht mehr. Ihnen muß mein Wort reichen, Doc.«

»Einverstanden.«

Ich blies die Luft aus, als hätte man Gas aus einem Ballon gelassen. Mit fünf Fingern fuhr ich durch mein Haar und bat nur mehr um den Kittel.

»Gut, ich werde Ihnen einen besorgen.«

Das tat nicht der Arzt, sondern die Schwester. Ich bekam den weißen Mantel, mußte ihn hoch zuknöpfen und wurde auch mit einem Mundschutz ausgestattet. Meine Schuhe gab ich ebenfalls ab und schlüpfte in pantoffelähnliche Gegenstände, in denen ich mich ziemlich lautlos bewegen konnte. Die Schwester verfolgte unseren Weg kopfschüttelnd. So etwas war ihr wohl noch nie untergekommen.

Dr. Windfloor persönlich öffnete die Tür zu Sheilas Zimmer. Mein Herz klopfte schneller, als ich die Schwelle überschritt. Ein unbehagliches Gefühl hatte mich beschlichen, und auf meiner Stirn perlten kleine Schweißtropfen.

Von der Patientin war nichts zu sehen. Moderne Apparate umstanden das Bett. Sie wirkten in ihrer Sterilität kalt und abweisend.

Mein Blick fiel auf das Fußende mit dem quergestellten, brettartigen Gegenstand. Dann schaute ich darüber hinweg und sah ein blasses Gesicht. Sheila war mit den Armen durch Drähte an die Apparaturen angeschlossen. In kleinen Monitoren liefen Kurven und Punkte, die einen hellen Schwanz hinter sich herzogen, wie bei winzigen Kometen.

»Sie lebt – noch«, sagte der Arzt.

»Zum Glück.«

»Und wo ist Ihre Gefahr?«

»Ich werde warten.«

Wieder überlegte er. Wir sprachen beide durch Mundtücher, die den Klang unserer Stimmen etwas veränderten. »Wie lange kann oder soll das alles dauern?«

»Keine Ahnung.« Mein Blick war auf das breite Fenster gefallen, das viel Licht in den Raum ließ.

»Erwarten Sie von dort die Gefahr?« erkundigte sich der Arzt. Seine Stimme klang leicht spöttisch.

»Ja.«

»Es läßt sich nicht öffnen. Nicht von innen, nicht von außen. Tut mir leid.«

Ich schaute ihn an. Seine dunklen Augen funkelten über dem Rand des Mundschutzes. »Die Kräfte, mit denen wir es zu tun bekommen, lachen über diese Kleinigkeiten.«

»Sie müssen es ja wissen.« Er schaute auf seine Uhr. »Brauchen Sie mich noch?«

»Nein, im Moment nicht.«

Er deutete auf einen roten Knopf an der Wand. »Wenn irgend etwas

sein sollte, dann…«

Der Doc redete zwar weiter, aber ich hörte nicht mehr auf seine Worte. Als ich mich drehte, hatte mein Blick das Fenster gestreift.

Hinter der Scheibe schwebte jemand in der Luft.

Der teuflische Amor!

Ich sah ihn; ich schaute in die roten Augen und sah auch die Bewegung, als er die Sehne zurückzog, auf die er den Pfeil gelegt hatte, der plötzlich rot aufglühte.

Der Tod war da!

Ich riß die Waffe hervor und hörte den Arzt überrascht aufschreien. Im gleichen Augenblick senkte die Gestalt vor dem Fenster den Bogen und zielte schräg auf Sheila Conolly…

***

»Daddy, ich habe Angst!«

Wie hingeschrieben standen die Worte des Jungen im Raum, und Bill, der seinen Sohn anschaute, konnte nur nicken. Beide hatten es geschafft, den Keller zu erreichen. Dort warteten sie, ob sich die Wölfin weiter rühren würde.

Noch hatte sich nichts getan. Vielleicht wartete sie auch auf eine günstige Gelegenheit oder suchte noch weiter, jedenfalls hatten Bill und Johnny vorerst Ruhe.

Man konnte nicht von einem richtigen Keller sprechen. In diesem Bereich lagen noch Gästezimmer. Ein Hobbyraum war dort untergebracht, Bill hatte sein Archiv hier eingerichtet, eine kleine Werkstatt ebenfalls, ein Bügelzimmer. Die Waschmaschine und der Trockner hatten hier ebenfalls ihre Plätze gefunden. Der Boden war mit hellen Kacheln gefließt worden, und die Deckenleuchten gaben ein warmes Licht ab.

Die eigentliche Kellertür war vom Material her etwas stärker als die normalen Wohnungstüren. Bill hatte sie nicht nur zugehämmert, auch von innen verschlossen. Er glaubte jedoch nicht daran, daß sie einem permanenten Angriff standhalten konnte.

Auch Johnnys Gedanken bewegten sich in diese Richtung. »Was machen wir, Dad, wenn Nadine es auch hier schafft, die Tür einzuschlagen?«

Bill strich seinem Sohn über das Haar. »Dann müssen wir uns etwas einfallen lassen.«

»Und was?«

»Keine Ahnung.« Er ging einige Schritte weiter und lehnte sich mit dem Rücken gegen die Wand.

Johnny war stehengeblieben. Er sah seinen Vater nachdenklich an.

»Du hast doch diese Pistole, nicht?«

»So ist es.«

»Ich habe mal gehört, daß sie sehr gefährlich sein soll. Die Ladung tötet alles, was lebt.«

Das Thema war Bill unbehaglich. Er wich bei seiner Antwort etwas aus. »Das kann sein.«

Johnny blieb beim Thema, auch wenn es ihm schwerfiel und ihn Überwindung kostete. »Du bist nicht ehrlich zu mir, Dad. Kann das sein, oder ist das so?«

»Es ist so.«

»Auch bei Nadine…?«

»Sicher.«

Johnny Conolly holte tief Luft.

»Wenn sie dann kommt, Dad, wirst du auch schießen?«

Wieder wich Bill aus. Er wußte, wie sehr sein Sohn die Wölfin liebte. Umgekehrt war es ebenso. »Noch ist sie nicht da, Junge.«

»Aber sie wird uns finden.«

»Mal…«

»Sie hat uns schon gefunden, Daddy!« rief Johnny und fuhr herum. Mit der rechten Hand zeigte er auf die Tür.

Hinter ihr waren die Geräusche zu hören. Noch wuchtete die Wölfin ihren Körper nicht gegen das Holz. Sie beließ es vorerst dabei, am Holz zu kratzen und drückte auch mit ihrer Pfote von der anderen Seite her gegen die Klinke.

Die Tür blieb verschlossen…

Johnny war bleich geworden. Er suchte nach einem Ausweg. »Wir… wir können auch durch den Lichtschacht klettern«, schlug er vor.

»Soll ich schon mal das Gitter lösen?«

»Kannst du das?«

»Ja, das habe ich mal probiert. Von innen geht es. Aber es dauert eine Weile, Dad.«

»Die Zeit werden wir wohl nicht mehr haben«, erwiderte der Reporter. Vor der Tür bereitete sich die Wölfin auf einen Angriff vor. Sie wuchtete ihren schweren Körper gegen das Holz, das zwar zitterte, aber glücklicherweise dem ersten Druck standhielt.

Nach zwei weiteren Schlägen wurde es ruhiger. Auf den Gesichtern von Vater und Sohn zeichnete sich eine ungeheure Spannung ab, Streß. Beide atmeten keuchend und nur durch den offenen Mund.

Eine Viertelstunde verrann, ohne daß etwas geschah. Sie hörten nichts mehr, auch nicht das Tappen von Pfoten. Nur wollte keiner von ihnen glauben, daß Nadine aufgegeben hatte. Wenn in einem Körper die Kraft der Hölle steckte, dann machte die Person so lange weiter, bis sie ihr Ziel auch erreicht hatte.

Bei Nadine würde es nicht anders sein.

Jetzt war schon eine halbe Minute verstrichen. Vater und Sohn kamen sich vor wie in einem mit Elektrizität gefüllten Käfig. Auf ihrer

Haut kitzelte und juckte es.

Sie lauerten.

Johnny hörte die Schritte zuerst. Sie waren schnell, der Rhythmus klang gleich, als wäre die Wölfin dabei, stets in denselben Abständen zu springen und auf den Boden zu hämmern.

Dann rammte sie gegen die Tür.

Das Krachen schallte fast bis in den letzten Winkel des großen Kellers hinein. Für einen Moment bewegte sich die Tür. Sie sah so aus, als wollte sie gleich aus den Angeln brechen, aber noch hielt sie.

Johnny war zurückgewichen, stand nun von der Tür weiter entfernt. Er wollte etwas sagen, fragen, nur versagte ihm in diesem Augenblick die Stimme.

Wieder warteten sie.

Nadine kam erneut.

Das Tappen der Pfoten, das schneller werdende Klatschen, dann der Aufprall. Diesmal noch härter, wütender und auch brutaler. Die Tür zitterte nicht nur, sie splitterte auch an der Seite. Jetzt konnte sie nicht mehr den Widerstand entgegensetzen, der nötig gewesen wäre. An einer Angel hing sie bereits schief.

Johnny erfaßte die Tatsache mit einem Satz. »Daddy, beim nächsten Angriff bricht die Tür.«

Bill nickte nur. Er schaute seinen Sohn nicht an. Dafür Johnny den Vater. Und er mußte mit ansehen, wie Bill die goldene Pistole hervorholte und die Mündung auf die Tür richtete…

***

Für Suko war es noch immer eine große Freude, sich in den neuen diamantschwarzen BMW 535i setzen zu können, den er nicht selbst hatte finanzieren müssen, weil er dieses schnelle Auto als ersten Preis in einem Preisausschreiben gewonnen hatte.

Allerdings blieb er öfter im Londoner Verkehr stecken, als ihm lieb sein konnte. Aber Suko faßte sich in Geduld. Er freute sich trotzdem über den Wagen, der im Innern noch so herrlich neu roch.

Der Fall selbst behagte ihm überhaupt nicht. Er konnte sich gut vorstellen, daß sich die Conollys längst nicht außer Gefahr befanden. Die Hölle kämpfte bis zum letzten. Nie hatte es einen Diener des Teufels gegeben, der vorher aufgab.

Auch tagsüber herrschte in der Gegend, in der die Conollys wohnten, kaum Betrieb. Die ruhigen Seitenstraßen lagen dann zumeist verlassen da. Manchmal spielten Kinder, dann sah er Frauen, die einkauften oder vom Einkaufen kamen und die Waren aus ihren Zweitautos luden.

Eine spätsommerliche, herrliche Welt, in der das Grauen eigentlich unvorstellbar war.

Trotzdem paßte Suko auf. Besonders, als er in die schmale Straße einbog, an deren rechter Seite das Haus der Conollys inmitten eines Gartens auf einem künstlichen Hügel stand. So wirkte es trotz des Flachdachs ziemlich groß.

Seit Jahren schon war der Bungalow zur Zielscheibe dämonischer Angriffe geworden. Bisher hatten die Conollys alles abwehren können, mit Glück, Geschick und Mut.

Das Tor stand offen. Suko wunderte sich nicht darüber, es war ihm noch gesagt worden.

So rollte der BMW, in dessen getönter Frontscheibe sich die Sonne spiegelte, in die Auffahrt hinein und näherte sich dem Haus. Suko fuhr langsam, seine Blicke durchstreiften den Garten und ließen auch den für ihn einsehbaren Teil des Himmels nicht aus, weil er mit einer Gefahr von oben rechnete.

Da tat sich nichts.

Blau, so gut wie wolkenlos spannte sich der Himmel über der Stadt. Vor dem Eingang drehte Suko den Wagen, damit die Schnauze zum Ausgang wies und stieg aus.

Bill oder Johnny mußten ihn eigentlich gesehen haben. Deshalb wunderte er sich, daß keiner der beiden zur Tür kam und sie öffnete. Wollten oder konnten sie nicht?

Mißtrauen keimte in Suko hoch. Mit raschen Bewegungen überprüfte er die Waffen.

Beretta und Dämonenpeitsche waren vorhanden, auf die konnte er sich verlassen. Ebenfalls auf den Schlüssel, der genau in das schmale Türschloß paßte.

Suko betrat das Haus.

Ihm fiel die unnatürliche Stille auf. Der Bungalow wirkte menschenleer, verlassen, irgendwie fremd.

Sehr leise drückte der Inspektor die Tür wieder ins Schloß. Im Flur blieb er stehen, schaute sich um. Sein Blick richtete sich auf den Eingang zum großen Wohnraum.

Suko paßte sich der Stille an und schritt lautlos dem Wohnraum entgegen. Als er ihn erreichte, blieb er stehen und schaute sich etwas irritiert um.

Bill mußte hier gewesen sein. Er sah noch die große Kaffeetasse, im Ascher lagen Kippen, die Anzeichen wiesen darauf hin, daß jemand den Raum überstürzt verlassen haben mußte.

Aber wohin?

Waren Bill und sein Sohn aus dem Haus geflohen? Hatte der Angriff dieses Höllengeschöpfes möglicherweise stattgefunden?

Es war verdammt schwer, darauf die richtige Antwort zu finden, aber Suko blieb voller Mißtrauen, auch wenn sich in seiner unmittelbaren Umgebung nichts rührte.

Dafür hörte er etwas anderes.
Aus dem Keller schallte es hervor.
Ungewöhnliche Geräusche, ein dumpfes Krachen, als wäre jemand dabei, eine Tür aufzurammen.
Für einen Moment stand der Chinese noch unbeweglich auf der Stelle, dann schnellte er vor und schlug den Weg zum Keller ein, den er natürlich kannte.
Es gab oben an der Kellertreppe keine Tür. Er konnte so die Stufen hinabeilen, schaute in den sich der Treppe anschließenden Gang, der vor dem normalen Kellereingang endete und bekam plötzlich große Augen.
Er sah die Wölfin. Sie wandte ihm den Rücken zu und hatte ihn wahrscheinlich nicht bemerkt.
Sie war dabei, etwas zu tun, das Suko nicht verstand. Das Tier mit der menschlichen Seele wollte unbedingt die Tür einrammen. Sie hing bereits schief in den Angeln.
Aus ihrem Maul drangen schreckliche Laute, die Suko von ihr nicht gewohnt war.
Ein böses Knurren, unterlegt von Heultönen. Sie schwang den Kopf von einer Seite zur anderen. Suko glaubte sogar, rotglühende Augen bei ihr zu erkennen, als sie den Schädel so heftig bewegte.
Dann jagte sie vor.
Mit gewaltigen Sprüngen überwand sie die Distanz zur Kellertür hin. Auch Suko blieb nicht stehen. Er wußte, daß er eingreifen mußte, aber er kam zu spät.
Der Wolfskörper wuchtete gegen die Kellertür, die einem dritten Aufprall nichts mehr entgegenzusetzen hatte.
Sie brach!
Suko hörte das Krachen. Er sah, wie die Splitter in den Raum dahinter hineinflogen. Die Wucht des Sprunges wurde für einen Moment gebremst. Der dunkle Wolfskörper stellte sich auf die Hinterläufe. Er sah so aus, als wollte er den oberen Rand der Tür erreichen.
Diese Zeitspanne nutzte Suko.
Aus vollem Lauf stieß er sich ab, flog durch die Luft und genau auf den Wolfskörper zu.
Schwer prallte er auf dessen Rücken. Automatisch umklammerte er mit beiden Armen die Kehle des Tieres, das sich jetzt abstieß und – zusammen mit Suko – in den Kellerraum hineinjagte…

***

Ich schoß, schoß und schoß!
Es war fast wie im Film. Die Beretta hatte ich gezogen, auf das Fenster gezielt und jagte die geweihten Silberkugeln durch die

Scheibe, die nicht aus schußsicherem Panzerglas bestand, sondern nur eine Doppelverglasung aufwies.

Das Material platzte mit krachenden Lauten auseinander. Trotz seiner geringen Größe war das Ziel für mich relativ leicht zu treffen, und ich sah auch, daß ich ihn erwischt hatte.

Er war nicht einmal dazu gekommen, einen Pfeil abzuschießen, weil ich – wie man es oft im Western erlebt – den berühmten Bruchteil der Sekunde früher abgedrückt hatte. Geweihtes Silber hatte ich verschossen. Amor wurde mehrmals durchgeschüttelt. Es gelang ihm trotzdem, einen Pfeil abzuschießen.

Dieser jedoch war wie ein feuriges Geschoß in den wolkenlosen Himmel gejagt, wo er kein Unheil mehr hatte anrichten können.

Der teuflische Amor hatte sich noch im Flug befunden, als er erwischt wurde.

Es sah so aus, als sollte er in die Tiefe kippen, aber der noch verbliebene Schwung reichte aus, um ihn in das Krankenzimmer zu schleudern, wo er dicht hinter dem Fenster plötzlich nach vorn kippte, auf das Gesicht fiel und liegenblieb.

Ich sah über die Schulter hinweg zurück. Der Arzt schrie nicht mehr. Er stand ebenfalls wie eine Steinfigur nahe der Tür und war aschgrau geworden.

»Danke, daß Sie mich hineingelassen haben«, sagte ich. »Es ist verdammt knapp geworden.«

Eine Antwort bekam ich nicht.

Vor mir lag der teuflische Amor. Ein Muster aus Einschüssen zeichnete seinen Körper. Die Kugeln waren nicht wieder herausgetreten, sondern in einem Material steckengeblieben, das mich an grauen Stein erinnerte.

Ich tastete nach und mußte zugeben, daß es sich tatsächlich um Stein handelte.

Mit dem Fuß trat ich darauf.

Zuerst knirschte es, dann weichte der Widerstand auf, so daß ich die Figur mit einem leichten Druck meines Fußes zu Staub zertreten konnte. Das gleiche machte ich mit dem Bogen und dem Pfeil, der nicht mehr feurig schimmerte.

Auch der Oberarzt hatte seine langen Schrecksekunden überwunden. Mit schlurfenden Schritten ging er auf die Kontrollapparate zu und übersah sie mit einem Blick.

Ich sah ihn nicken. »Alles okay?« fragte ich.

»Ja, es ist alles in Ordnung.«

Mein Lächeln erreichte Sheilas totenblasses Gesicht; sie konnte es nicht sehen. Ihre Chancen waren stark gestiegen. Von der äußeren Seite drohte ihr keine Gefahr mehr, alles andere mußte ihr gesunder Körper übernehmen. »Wo kann ich hier telefonieren?«

»In meinem Zimmer.«
»Danke.«
»Ich bleibe bei der Patientin. Die Luft ist schlecht und…« Er gab bereits Alarm.
Das war nicht mehr mein Job. Mit langen Schritten verließ ich die Station. Auf dem Gang rannten mir zwei Schwestern und ein weiterer Arzt in den Weg. Ich huschte an ihnen vorbei und in das Zimmer des Oberarztes, wo ich auf dem Schreibtisch das grüne Telefon sah.
Bills Nummer kannte ich im Schlaf. Stehend tippte ich sie ein und wurde maßlos enttäuscht, weil sich bei den Conollys niemand meldete. Auch Suko, der meiner Ansicht nach hätte dort sein müssen, ging nicht an den Apparat.
War etwas passiert?
Mit einem Satz verließ ich den Raum. Plötzlich hatte ich das Gefühl, daß es auf jede Sekunde ankam…

***

»Dad, das kannst du doch nicht tun!« schrie Johnny seinen Vater an.
»Du darfst nicht schießen, du darfst es nicht! Das ist Nadine, unsere Nadine! Daddy…«
Bill hörte die Worte seines Sohnes. Sie kamen ihm vor, wie von einer verkratzten Schallplatte abgespielt. Er wußte ja, welches Risiko er einging, aber hatte er eine Wahl?
Nadine war von einer teuflischen Kraft besessen und würde sich nicht scheuen, sie zu zerfleischen.
Sie hatte die Tür zerbrechen können. Johnnys letzte Worte waren im Krachen des Holzes untergegangen. Für einen Moment stand Nadine auf den beiden Hinterläufen.
Aus dem Gang schoß jemand heran. Nein, er flog sogar gegen sie und hechtete auf ihren Körper.
Suko!
Johnny und sein Vater waren sprachlos. Stumm schauten sie zu, wie sich der Inspektor mit beiden Armen am Hals der Wölfin festklammerte und in seiner Haltung an Tarzan erinnerte, wenn er gegen ein Raubtier kämpfte.
Nadine aber besaß gewaltige Kräfte. Obwohl Suko auf ihrem Rücken festhing, sprang sie weiter und in den Kellerraum hinein.
Sie hatte das Maul weit aufgerissen. Ihr Knurren hörte sich an wie eine mörderische Drohung. Auf allen vieren war sie gelandet, stand für einen Moment still und fing dann an, sich zu schütteln.
Suko mußte sich auf dem Rücken des Tieres vorkommen wie ein Rodeo-Reiter auf einem ungesattelten Wildpferd.
Er hielt eisern fest.
Die menschliche Kraft stand gegen die des Tieres. Wer war der

Gewinner? Keiner hätte eine Prognose abgeben können. Suko kämpfte verbissen. Er ahnte, daß es hierbei um alles oder nichts ging.

Nadines Knurren und sein heiser klingendes Keuchen erfüllten den Kellerraum.

Johnny war so weit wie möglich zurückgewichen. Er hielt beide Hände gegen seine Wangen gepreßt und starrte aus großen, angstgeweiteten Augen auf Suko und Nadine.

Bill bedrohte die Wölfin auch weiterhin mit der goldenen Pistole, obwohl er nicht schießen durfte, weil sich Suko auf dem Rücken befand und ebenfalls hätte getroffen werden können.

In seinem Gesicht schwollen die Adern an der Stirn überdick hervor. Das Gesicht war verzerrt. Es kostete ihn ungemein viel Kraft, das dämonisch beeinflußte Tier zu halten. Wenn es einmal freikam, dann drehte es durch.

Nadine wurde noch wilder. Sie drehte sich auf der Stelle im Kreis, weil sie ihre Last unbedingt abschütteln wollte.

Darauf ließ sich Suko nicht ein. Seine Arme lagen so hart um Nadines Hals, daß sie schon im dichten Fell verschwanden. Er hatte vor, das Tier in die Knie zu zwingen.

Das bemerkte auch Bill. Er steckte die goldene Pistole weg und griff ein. Gemeinsam schafften sie es, die Wölfin zu Boden zu drücken, die heulende Klagelaute ausstieß.

Bill hatte sich auf die hintere Seite ihres Körpers gesetzt. Sein Gewicht preßte das Tier auf die Kacheln.

»Was sollen wir tun?« keuchte er.

»Keine Ahnung!«

»Wir können sie nicht immer festhalten!«

»Weiß ich auch.« Dann hatte Suko eine Idee. »Johnny, die Tür zum Heizungsraum! Los, öffne sie!«

Der Junge fragte nicht nach. Diese Tür war stabiler als alle anderen. Als Schutztür gegen Brände mußte sie aus Eisen sein.

Als sie offen war, nickte Suko dem Reporter zu. »Geh weg!«

Bill verschwand.

Die Wölfin nutzte ihre Chance. Plötzlich verspürte sie einen geringeren Druck, auch Suko gab nach und schnellte zur Seite.

Nadine sprang hoch.

In der Zeit hatte der Chinese bereits seinen Stab gezogen. Ein Wort brauchte er nur zu rufen, um alles verändern zu können.

»Topar!«

Auch Nadine hörte das Wort – und erstarrte ebenso wie Johnny und sein Vater.

Dem Inspektor blieben genau fünf Sekunden, um seinen Plan in die Tat umzusetzen.

Er bückte sich und schaffte es tatsächlich, den schweren Körper des

Tieres in die Höhe zu stemmen. Dann zerrte er ihn auf die offene Tür zu, wobei die Hinterläufe noch über den Boden schleiften.

Als die fünf Sekunden vorbei waren, schleuderte Suko die Wölfin in den Heizungsraum und knallte genau im richtigen Augenblick die Tür zu. Blitzschnell schloß er ab, drehte sich und drückte seinen Rücken gegen die Tür.

Beide Männer waren erschöpft. Sie schauten einander an und keuchten.

Suko kam auf Bill zu, der ihn annickte. »Okay, das hätten wir«, sagte der Reporter. »Danke auch. Aber wie geht es weiter?«

»Weiß ich nicht.«

»Sie wird toben, sie wird…«

»Nein, Daddy, sie tobt nicht. Hör doch mal!« Johnny war plötzlich aufgeregt. »Das sind ganz andere Laute. Die kenne ich. Das ist ihr normales Winseln. Sie möchte da raus, bestimmt.«

»Das kann ich mir nicht vorstellen.«

»Dad, du mußt das anders sehen. Nadine ist nicht mehr besessen. Ich spüre das genau. Es ist vorbei.«

»Wie kannst du das behaupten?«

»Ich lasse sie raus!«

»Nein, Johnny!«

»Doch, Dad!«

Vater und Sohn schauten sich gegenseitig an. Bis Bill nickte und seihe Waffe zog. »Laß sie raus, Junge. Wenn sie tatsächlich wieder normal ist, gut. Wenn nicht, werde ich schießen. Willst du das Risiko eingehen?«

Johnny dachte nach.

»Ich würde es mir an deiner Stelle überlegen«, sagte auch Suko.

»Das kann ins Auge gehen.«

»Sie ist wieder normal!« behauptete der Junge.

»Gut, dann öffne die Tür. Du hast doch nichts dagegen, Bill?«

»Nein, habe ich nicht.«

Johnny mußte bei seinem einmal gefaßten Entschluß bleiben. Mit Pudding in den Knien näherte er sich der Tür zum Heizungsraum, gefolgt von den beiden Männern, wobei Bill die goldene Pistole schußbereit hielt.

Johnny schloß auf.

Es war sehr still geworden. Das Kratzen des Schlüssels im Schloß klang überlaut.

Dann war die Tür offen!

Johnny drückte die Klinke. Stille kehrte ein. Eine Stecknadel hätte man fallen hören können.

Das Winseln klang durch den Keller. Nadine verließ den Raum, drückte ihren Körper gegen Johnnys Beine, ihr Kopf war zu sehen,

dabei auch die Augen, die so herrlich normal blickten.

Johnny fiel auf die Knie. Er umfaßte den Hals des Tieres, dessen Wunde bei dem Kampf wieder aufgebrochen war. Der Verband blutete durch. Bill rannte los, um einen neuen zu holen, während Johnny im Keller hockte und Nadine streichelte.

Und so fand ich die beiden ebenfalls vor, nachdem Bill mich ins Haus gelassen hatte.

***

Natürlich gab es einiges zu berichten. Jeder suchte nach einer Erklärung, ich rückte schließlich damit heraus.

»Nadine muß in dem Augenblick wieder normal geworden sein, als es mir gelang, den teuflischen Amor zu töten.«

»Das kann stimmen«, sagte Suko.

Auch Bill nickte.

Wir checkten die ungefähre Zeit ab und kamen zu dem Ergebnis.

Noch hatte ich meine Geschichte nicht erzählt. Als ich berichtete, wie es mir im Krankenhaus ergangen war, da verlor Bills Gesicht einiges an Farbe. Er schüttelte den Kopf und schlug mit der Hand gegen die Stirn. »Mein Gott, Sheila, sie ist…«

»Bill, sie lebt!«

Er nickte mit starrem Gesicht. »Das verdankt sie dir«, flüsterte er, »nicht mir.«

»Es war unsere gemeinsame Arbeit, mein Freund. Wir alle haben mitgeholfen.«

»Vielleicht hast du recht.« Bill räusperte sich und schaute auf seine Fußspitzen. »Da gibt es aber noch ein Problem, nicht?«

»Ja, die große Krise!« bestätigte ich.

»Hast du darüber denn schon etwas gehört?«

»Leider nicht. Wahrscheinlich steckt sie jetzt mittendrin. Sie kämpft, Bill.«

»Und… und was können wir tun?« fragte er mit zitternden Lippen.

Ich hob die Schultern. »Beten, daß sie doch es schafft. Das ist alles.«

»Und doch kann es manchmal sehr viel sein«, flüsterte Bill, bevor er und sein Sohn die Hände falteten…

ENDE